4/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Hochhaus-Alpinisten

Bergsteigen als Dienstleistung

Marschall im Cockpit

Aus einem bewegten Fliegerleben

Sparring mit Robert

Der Boxroboter — ein Spitzenerzeugnis mit dem Markenzeichen GERMINA

★ Inhalt

Wirtschaft
Boxende Roboter und Injektionsskier – Markenzeichen GERMINA **Seite 4**

Wissenschaft
Vulkan auf Kamtschatka **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Polemik
Indianerführer Leonard Peltier seit einem Jahrzehnt im Kerker **Seite 16**

Techno-Sport
Bergsteiger in der Industrie **Seite 18**

Forschung
Eine Generation neuer Kunststoffe **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoiren
Marie Torhorst erinnert sich (2) **Seite 26**

Kommunisten hier und heute
Eine Russischlehrerin in Potsdam **Seite 28**

Politisches Lied
Der einfache Frieden **Seite 30**

Moskauer Skizzen
Das Rjabuschinski-Palais **Seite 32**

Literatur
Zwei Erzählungen von S. T. Kondrotas **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das Tierhäuschen" **Seite 40**

Bildbericht
Sonderling des Tropendschungels **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

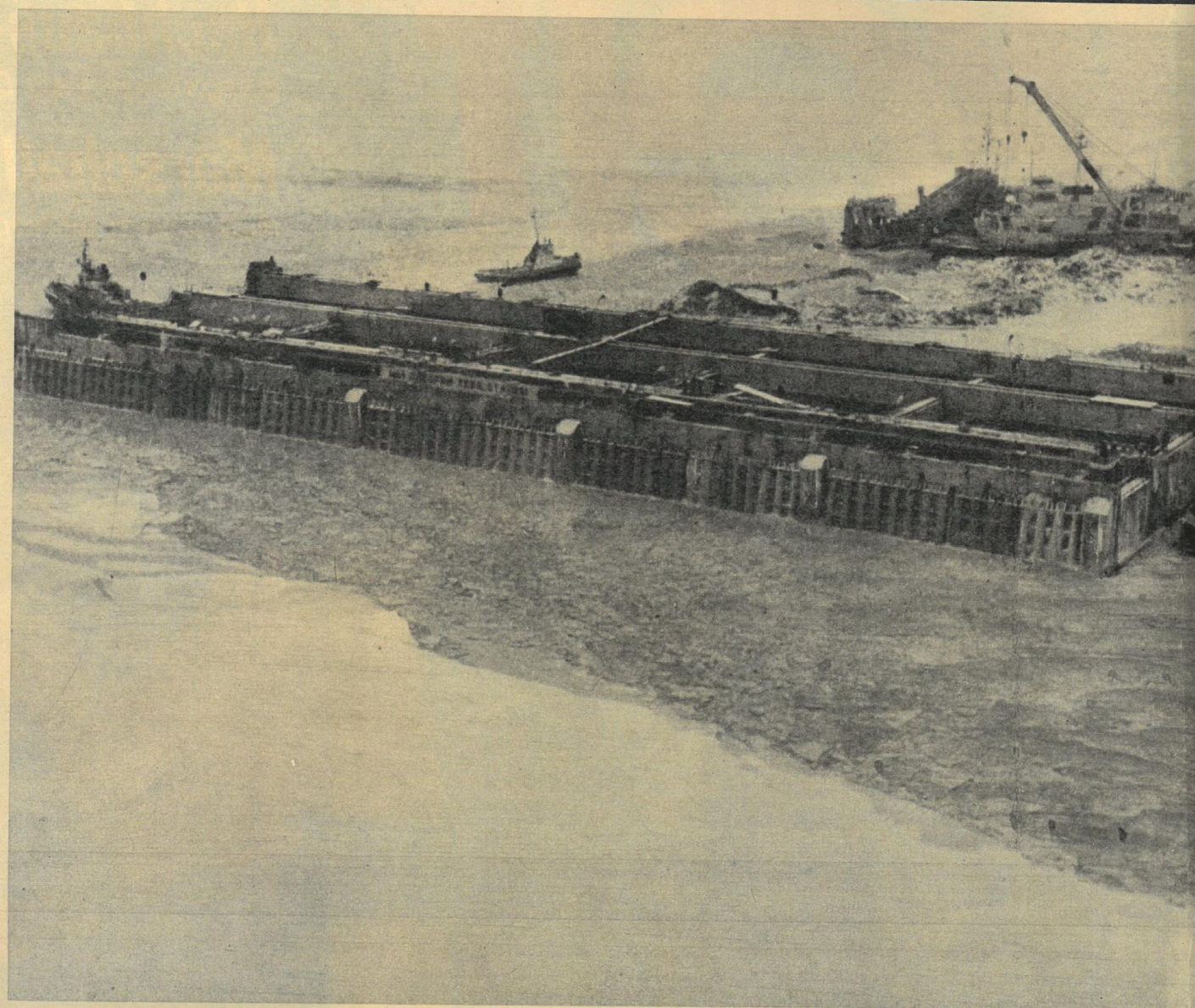
Luftfahrt
Episoden aus der Fliegerlaufbahn des Luftmarschalls Sawizkij **Seite 46**

Treffpunkt Moskau
FW besuchte vier Delegierte aus der Moldauischen Sowjetrepublik, die am XXVII. Parteitag der KPdSU teilnehmen **Seite 52**

Titelfoto:
Lothar Willmann fotografierte den Sparringkampf zwischen Boxroboter „Robert" und Heiko Zimmermann.

Redaktionsschluß für dieses Heft **10. 2. 1986**

★ Im Blickpunkt



Manöver für den Damm

Tief hängen die Wolken über dem Meerbusen. Grau und diesig zeigt sich der Himmel. Grimmige Fröste haben die weite Wasserfläche der Newa-Bucht fest ins Eis geschlossen. Doch Leningrads Damm-Erbauer, wettergehärtet, trotzen den winterlichen Widrigkeiten. Von den rund 3600 Tagen, in denen sie das kühne Projekt verwirklichen wollen, bleiben ihnen mit Jahresbeginn weit weniger als die Hälfte. Das Bauwerk, entworfen von 52 Forschungszentren der UdSSR, um die Newa-Stadt für alle Zeit vor dem gefürchteten, vielfach verheerenden Sturmhochwasser zu schützen, ist bisher ohnegleichen in der Geschichte des Weltwasserbaus. Mittlerweile zeigt es sich schon in seinen wesentlichen Konturen: Vom Nordufer (Gorskaja) wie vom Südufer (Lomonossow) her, gleichzeitig beiderseits von der Insel Kotlin aus, rücken die Bautrupps mit ihrem Damm voran, dessen Krone die Wasserfläche um 6,5 Meter überragen wird. Nach seiner Vollendung

Männer vom Bauplatz: Zu den Erbauern des Damms gehören auch diese vier Komsomolzen der Aktivistenbrigade Barabasch.

Im Baudock nördlich der Newa-Bucht wachsen Beton-Giganten für Leningrads künftigen „Meeresschild".

Bugsierkommandos vom Leitschiff – Transport-Spezialist Garkusch (links), Chef-Navigator Smoljew.

wird er ein komplexes System aus elf Dammsektionen bilden. Zu ihm gehören zehn Brücken und zwei gigantische, dann von Autotunneln unterquerte „Schiffstore" für die Passage von Hochseefrachtern sowie sechs großdimensionale Wasserdurchlässe mit jeweils zehn bis zwölf „Wasserpforten". Alles zusammen rund 25,4 Kilometer lang, davon 22,2 Kilometer hinweg über die Newa-Bucht...

Seit Tagen haben bullige Schlepper, rund um die Uhr im Einsatz, eine breite Bresche durchs Eis gebrochen – vom Nordufer reichlich fünf Kilometer buchtein, auf die Kotlin-Insel und Kronstadt zu. In der Frühe nehmen sie den neuen, nunmehr schon vierten aus Riffelstahl und Beton im Dock vorgefertigten schwimmenden Koloß „an den Haken", bugsieren ihn durch die breite Wasserrinne, in der dicke Eisschollen treiben, zum vorbestimmten Platz. Der Caisson, der Senkkasten, stellt eine der Spezialkonstruktionen dar, die im späteren Damm gleichzeitig den ungehinderten Ausstrom der Newa wie den zuverlässigen Schutz vor dem gefürchteten, regelmäßig anflutenden Stirnhochwasser gewährleisten – durch vertikal herablaßbare, wehrähnliche Segmentverschlüsse, die in Minutenschnelle geschlossen werden können. Schwimmbagger haben dem Caisson das „Bett" bereitet, Schlick und lockeres Sediment bis zum harten Seegrund abgetragen. Mit ihm wird sich der Beton-Gigant nach dem Absenken untrennbar vereinen – für Jahrhunderte.

Aber noch ist es nicht soweit, noch steht den Schlepperbesatzungen und Montagespezialisten eine Reihe schwieriger Manöver bevor. Aus den UKW-Bordlautsprechern auf den Schleppern klingt das Gewirr von Stimmen: Verständigungsrufe zwischen den Kapitänen der Bugsierer, Meldungen zum Leitschiff, Kommandos von der Brücke... All das, was geschehen muß, um den 130 Meter langen und 32 000 Tonnen schweren Senkkasten sicher zu seinem Standort zu bugsieren, erfordert von den beteiligten Ingenieuren, Arbeitern und Seeleuten vereintes Handeln, äußerste Präzision. Schlepperhorn-Signale dröhnen wiederholt im tiefen Baß, hallen als Echo hinweg über Bauplatz und Bucht. Abwechselnd spannen und lockern sich die dicken Trossen, die das schwimmende, graue Ungetüm – hoch wie ein fünfstöckiges Wohnhaus – mit den Haken der Schlepper verbinden. Seine Bewegungen im Wasser, nun auf den letzten Metern beim Einschwimmen, das zentimetergenau erfolgen muß, wirken zeitlupengleich. So vergeht Stunde um Stunde. Dann, endlich, ist es vollbracht! Caisson-Spezialisten steigen „an Bord", öffnen die Flutstutzen; Wasser strömt in die Hohlräume des Senkkastens, der langsam tiefer und tiefer in die Fluten taucht...

Ein weiterer Schritt für den Damm ist vollzogen. Noch viele andere, zumeist ähnlich schwierige, werden die Bauleute auf dem Großbauplatz zweier Planjahrfünfte weiterhin meistern müssen. Den ursprünglich errechneten Terminen liegen sie schon seit Anbeginn ständig voraus. Und mit beispielhaftem Elan lösen die Arbeitskollektive ihr Versprechen zu Ehren des XXVII. Parteitages der KPdSU ein, den errungenen Zeitgewinn zu halten und möglichst noch weiter auszubauen.

Helmuth Reich

Fotos: A. Smirnow, A. Stellmach, TASS/M. Blochin

Das Markenzeichen eines Betriebes – Symbol für Tradition, Spitzenleistungen und Qualitätsarbeit, für Fleiß und Schöpferkraft Tausender Werktätiger. Anerkannte Markenzeichen aus sozialistischen Ländern – vorgestellt von FREIE WELT. Heute: GERMINA, das gemeinsame Markt-Signet der DDR-Sportgerätebauer, die bis zum XI. Parteitag der SED einen Planvorsprung von 1,2 Tagen erzielen wollen.

Einfach Spitze

... sind die DDR-Skilangläuferinnen in dieser Saison beim Wettstreit mit ihren Rivalinnen (Foto links: Sieg beim Damenskirennen in Mühlleithen). „Einfach Spitze!" lautet ein Werbeslogan der Skimacher und Sportgerätebauer von GERMINA. Ganz zu Recht. Denn unter ihrem Markenzeichen errangen – und erringen – DDR-Spitzensportler spektakuläre Siege! Millionen Sportaktive und Freizeitsportler – bei uns und weithin in der Welt – kennen, kaufen, schätzen Sportgeräte von GERMINA ...

Ein Bericht von Helmuth Pelzer (Text) und Lothar Willmann (Fotos)

Einfach Spitze

„Robert“ kann viel, kann beinahe alles. „Robert“ ist hart im Nehmen, dabei unverletzbar, und er faustet knallhart zurück: Blitzschnelle gerade Schläge zu Kopf und Körper, listige, unverhoffte Aufwärtshaken, obendrein gleich mit beiden „Fäusten“... „Robert“ ist ein Sparring-Partner, wie es vordem im Boxtraining noch keinen gab: der erste frei bewegliche, kabel- oder fernsteuerbare, beidarmig schlagende Boxroboter der Welt. Er hat Sensoren unter seiner „Haut“ und Mikrochips in seinem Elektronik-„Gehirn“; er registriert jeden Treffer, vorausgesetzt, daß der geforderte Kiloponddruck – entsprechend der Leistungs- beziehungsweise Gewichtsklasse des Boxers – in dem Schlag steckt, zeigt ihn digital an. „Robert“ vermag, weil er sowohl vertikal verstellbar als auch abgestuft regelbar ist, behutsam mit ehrgeizigen Knaben wie druckstark mit routinierten Meistern zu trainieren, unermüdbar, zehn Stunden hindurch – bis ihm erneuerte Akku-Kräfte gegeben werden (ein Trainingspartner aus Fleisch und Blut hingegen bedarf bereits nach wenigen Minuten dringend einer Pause). Und „Robert“ versteht es, sich reaktionsschnell auf Links- oder Rechtsausleger, Angriffs- oder Verteidigungsboxer „einzustellen“ – vom Fliegen- bis zum Schwergewicht.

Wir haben „Robert“ in Aktion gesehen, und, was kein Zufall war, wir sahen ihn beim Schlagabtausch mit Heiko Zimmermann, dem 17jährigen zweifachen Box-Spartakiadesieger sowie zweifachen DDR-Juniorenmeister (unser Titelbild). Für ihn ersann sein Übungsleiter Alfred Wöckel diesen famosen, konditionsstarken, einsteck- wie konterfreudigen, elektronikbestückten Trainingspartner. Alfred Wöckel, Berufskraftfahrer, seit 23 Jahren Box-Übungsleiter in der BSG Wismut Ronneburg, als Verdienter Übungsleiter der DDR und mit dem Orden „Banner der Arbeit“ geehrt, erzählt von den Umständen, wie es zur „Geburt“ von „Robert“ kam, erinnert sich sogar an Tag und Stunde: „Heiko war damals ein Junge in der siebenten Klasse, trainierte bei uns seit einiger Zeit. Nach meiner festen Überzeugung hatte er für die bevorstehende Spartakiade alle Chancen – ein stämmiger Bursche, fast ein Meter achtzig groß, und mit enormer Schlagkraft. Bloß an seiner Technik war noch allerhand zu feilen. Doch uns fehlte einfach der Sparring-Partner, der imstande gewesen wäre, ihn wirklich voll zu fordern... Es war am 10. Januar 1983, spätabends. Ich war eben vom Training gekommen, grübelte wieder mal über das Problem nach. Da machte es in meinem Kopf plötzlich ‚klick‘...“ Kurzum: Innerhalb weniger Wochen stand, weil Übungsleiter Wöckel bald noch manch anderen für die Idee begeistern konnte, der erste, damals noch-nicht-schlagende Boxroboter auf den Beinen. Von diesem Moment an wurde das Sportgeräte-Kombinat Schmalkalden aktiver Partner und federführend für den weiteren Entwicklungsweg des Roboters. Und Robert Nummer acht hat jetzt auch das Kontern gelernt – Resultat kollektiven Tüftelns und Mühens!

Inzwischen tritt „Robert“ geradezu universal ins Leben, ist weithin patentiert, zog in die Trainingshallen von DDR-Boxzentren sowie der Nationalmannschaft ein – und erweckte während der „Expovita ’85“ bei Sportvertretern vieler Länder Staunen und Interesse.

Ski-Novitäten für die Loipe – mit dem „Know-how“ von Spitzenathleten. Wolfgang Neupert, Generaldirektor des VEB Kombinat Sportgeräte Schmalkalden (Mitte) beim Fachdisput mit dem zweifachen Langlauf-Weltmeister, Leiter des ASK-Sportklubs Oberhof, Gerhard Grimmer (links) und Ludwig Schröter, Vorsitzender der Technischen Kommission der Internationalen Skiföderation (FIS).

Das Wort des Generaldirektors:

Worauf begründen die DDR-Sportgerätebauer ihre Überzeugung, daß GERMINA „einfach Spitze“ sein muß?

W. Neupert: Wer Spitze sein will, muß zuerst einmal täglich um Spitzenleistungen kämpfen. Wir tun das, weil GERMINA zu Europas bedeutendsten Sportgeräte-Herstellern und Exporteuren gehört. Unser Marktangebot sucht, gemessen an Sortimentsbreite und -vielfalt, seinesgleichen, verlangt zugleich ständige Höherentwicklung. Die Garantie dafür bieten das Können unserer Forscher und Facharbeiter, wie die enge Wissenschaftskooperation mit mehr als zwanzig Hochschul- und Forschungseinrichtungen der DDR, eingeschlossen die Akademie der Wissenschaften. Und nicht zuletzt hilft ein fester Kontakt zu unseren Spitzenathleten, das Analysieren ihrer Erfahrungswerte und das schnelle Nutzen der neuesten Erkenntnisse, maßgeblich das Niveau unserer Erzeugnisse in der Serienproduktion hochwertiger und moderner Sportgeräte zu bestimmen.

Wer und was alles steht hinter dem Markenzeichen?

W. Neupert: Unser international eingetragenes Markenzeichen vereint Erfahrung, Fleiß und Können von rund 7000 Werktätigen in den elf Betrieben des VEB Kombinat Sportgeräte Schmalkalden sowie von etwa 5000 Beschäftigten, die in anderen DDR-Kombinaten Sport- und Campingartikel fertigen. Das sind beispielsweise POUCH-Campingzelte und -Faltboote, YASPO-Wassersportfahrzeuge oder die Kollektion von SPONETA. Allein die Produktion unseres Kombinats, dem Hauptproduzenten von Sportgeräten, umfaßt derzeit nahezu 2000 verschiedene Erzeugnisse für Sport, Freizeit, Fitneß und Camping...

Das Sportgeräte-Kombinat ist eines der jüngeren im Lande. Wie gut kam es, seit es vor fünf Jahren gegründet wurde, voran?

W. Neupert: Rückblickend kann ich sagen, daß wir nunmehr die erste, entscheidende Etappe der Kombinatsbildung erfolgreich bewältigt haben. Das widerspiegelt sich in den hauptsächlichen Ergebnissen: Die Nettoproduktion, die Arbeitsproduktivität und der Export wuchsen seit dem X. Parteitag um die Hälfte. Im neuen Forschungszentrum des Kombinates erweiterten wir die Kapazität beträchtlich, im Rationalisierungsmittelbau die Leistungen auf das Fünffache. Der Erneuerungsgrad unserer Produktion erreichte voriges Jahr 43 Prozent. Nun stehen wir am Beginn einer neuen Etappe – mit wiederum zweistelligen Zuwachsraten, die vorwiegend durch Wissenschaft und Technik gebracht werden müssen. Auf allen Ebenen, in allen Bereichen, legen wir in Vorbereitung des XI. Parteitages der SED die „Meßlatte“ sehr hoch an. Das beginnt selbstverständlich bei der Verantwortung des Generaldirektors...

Welche Chancen räumen Sie in Ihrem Zweig Robotern und Computern ein, um Arbeitsproduktivität und Qualität zu steigern?

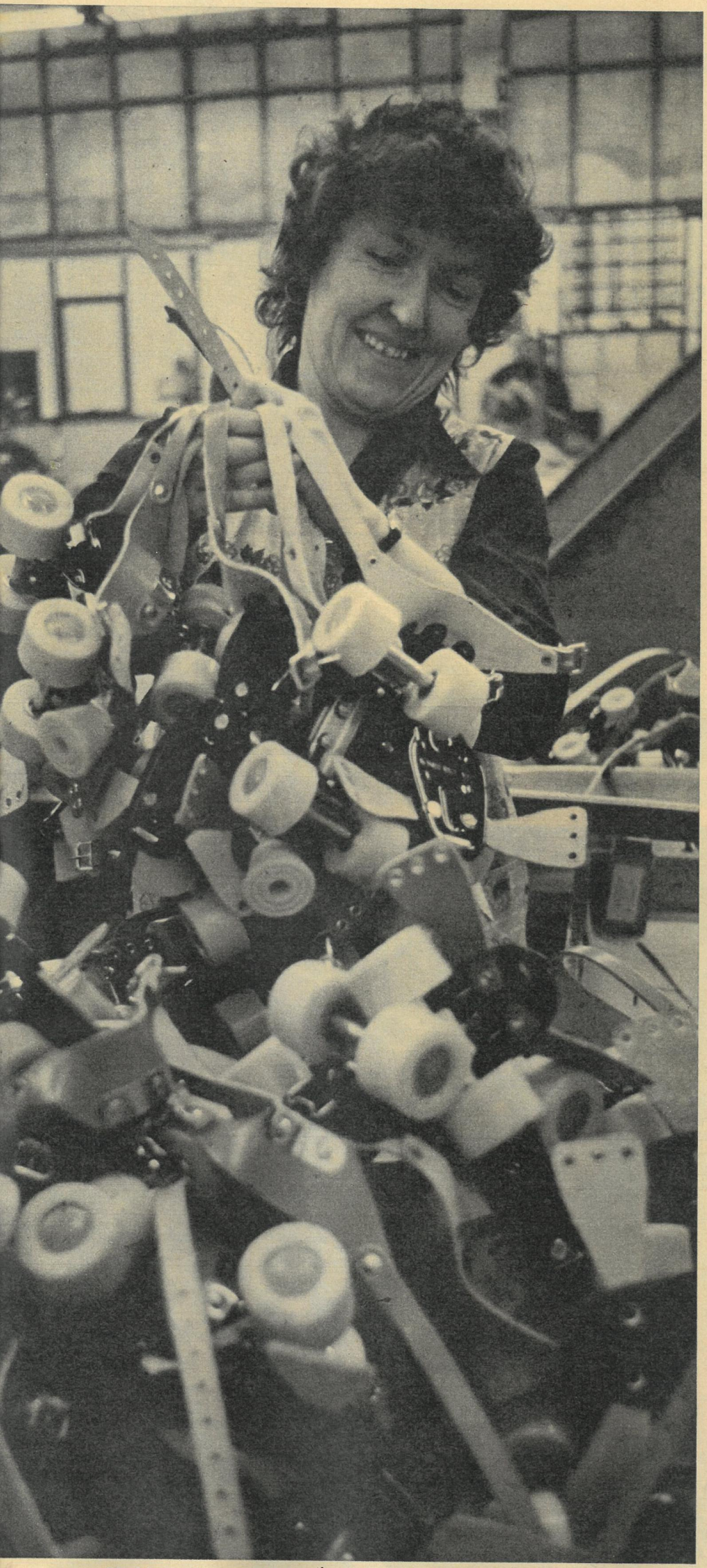
W. Neupert: Wie es nicht anders sein kann – sehr gute. Mittlerweile arbeiten bereits fünfzig Roboter oder programmgesteuerte Manipulatoren in verschiedenen Werken des Kombinats. Dieses Jahr werden wir elf weitere bauen und einsetzen. Gleichzeitig schaffen wir durch die beschleunigte Anwendung von CAD/CAM-Lösungen entscheidende Voraussetzungen, um den Erneuerungsprozeß der Erzeugnisse sowie das Niveau der Produktionsorganisation und -technologie im Kombinat noch besser zu beherrschen. So ermöglicht uns ein rechnergestützter Konstruktions-Arbeitsplatz, der übrigens erstmalig im Skibau der Welt ist, beginnend mit der Ski-Kollektion ’87 Spitzenerzeugnisse mit optimiertem Materialeinsatz in wesentlich kürzerer Zeit als bisher zu entwickeln und in die Produktion zu überführen...

Hohe Pyramide, breites Fundament

Erstens: In unserem Land gibt es rund 3,5 Millionen DTSB-Sportaktive (etwa

Turn- und Sporthallen – komplett ausgestattet mit GERMINA-Geräten aus Karl-Marx-Stadt (rechts, oben). Für Weltklasse-Piloten wie für den Nachwuchs: Rennschlitten, in Spezialserie gebaut von meisterlichen Händen (rechts unten).

Fortsetzung Seite 8



Markt- und Exportschlager aus Fambach: Rollschuhe, jährlich fast 500 000! Kein Wunder – die Kunden wachsen allerorts rasch nach…

Einfach Spitze

400 000 Übungsleiter, Kampf- und Schiedsrichter eingeschlossen), erhalten nahezu drei Millionen Kinder, Jugendliche und Studenten obligaten Sportunterricht, finden fünf Millionen Freizeitsportler regelmäßig oder gelegentlich Freude und Erholung bei Sport, Spiel und Wandern…

Zweitens: Allein im vorigen Jahr entstanden bei uns 121 Sportgemeinschaften, 770 Sektionen sowie zahlreiche Übungsgruppen und Mannschaften neu, erweiterten sich die Möglichkeiten, Sport zu treiben, unter anderem durch 42 neue Sportplatzanlagen, 160 Sporthallen, darunter 157 Schulsporthallen, womit es von letzteren nunmehr bereits über 3900 gibt…

Drittens: Im internationalen Wettstreit der Sportelite erkämpften DDR-Sportler bei Welt- und Europameisterschaften im (nacholympischen) Jahr '85 insgesamt 68 Gold-, 68 Silber- und 58 Bronzemedaillen…

Im gedanklichen „Dreisprung" spannt sich der Bogen von einem zum anderen: Vom Schul-, Breiten-, Massensport, dem sich ständig verbreiternden Fundament unserer „Sportpyramide", bis zum Leistungssport und den Spitzenathleten. Ob Turnunterricht oder Betriebssportfest, ob Kreis- oder Republikspartakiaden, ob internationale Pokal- oder Meisterschaftskonkurrenzen – überall haben die 12 000 Sportgerätebauer der Republik, ihnen voran fast 7000 im VEB Kombinat Sportgeräte Schmalkalden, ihre Hand im sportlichen Spiel.

Spitzenplätze – und Tradition

„Insgesamt zeigt sich mehr und mehr", sagte DTSB-Präsident Manfred Ewald vor kurzem in einem Journalistengespräch, „daß unsere Menschen den Sport zu schätzen wissen, weil er gesund ist, zur Stärkung der Leistungsfähigkeit und des Wohlbefindens beiträgt, Spaß macht und Frohsinn verbreitet – weil er eben auf das Wohl des Menschen gerichtet und deshalb in unserem sozialistischen Alltag zu Hause ist."

Ehe freilich der Sport in unserem Land so heimisch werden konnte wie er es heute ist, bedurfte es zunächst auch der notwendigen materiellen Voraussetzungen, die anfangs keineswegs immer leicht zu schaffen waren. „Jeder Mann an jedem Ort…" – das erforderte zu allererst auch in der Sportgeräteindustrie, die dazumal über keine nennenswerte Produktionsbasis verfügte: Investitionen, Ideen, Engagement bei der Arbeit, ständiges Suchen nach Neuem, Rationellerem, Besserem. Erfordert es bis heute.

Wir sind in zwei Zentren des DDR-Sportgerätebaus gewesen: in den Sportgerätewerken von Karl-Marx-Stadt und Schmalkalden, dem Stammbetrieb des Kombinates. Ersteres ist vorzugsweise auf Hallen- und Rasensportgeräte, letzteres insbesondere auf Wintersportgeräte spezialisiert, und zwar traditionell.

Neue Fabrikhallen, die meisten entstanden seit den siebziger Jahren, Großproduktion. Gediegene Handarbeit dort, wo das Produkt es verlangt oder kleinere Stückzahlen keine andere Technologie zulassen; moderne, hochproduktive Maschinen hingegen für Erzeugnisse der Serienfertigung: jährlich rund 700 000 Paar Ski, 510 000 Rodelschlitten, fast 500 000 Paar Rollschuhe. Weiterhin, um die Karl-Marx-Städter Produktion zu nennen, jedes Jahr zwischen Neujahr und Silvester die Komplettausstattung für etwa 150 Sporthallen, 750 000 Federballschläger (davon allein über 100 000 im Export für die UdSSR), über 20 000 Turn- und Gymnastikmatten, 3000 Hürden, 1800 Pferde und Böcke. Darüber hinaus noch allerlei mehr für Turnen, Sport, Fitneß und Freizeit. Weil Sportgeräte jedoch besser beim schwungvollen Nutzen anzuschauen sind als im „starren" Produktionsmilieu, folgten wir dem Rat von Betriebsleiter Günter Steudten und sind zur Sporthalle am Schloßteich Karl-Marx-Stadts gefahren. Imposanter Neubau, großes, flaches Geviert, Beton und Glas von außen. Innen helle Umkleide- und Duschräume, lange Gänge, gefliest in „warmen" Farben. Alles penibel, sauber, gepflegt – und erfüllt von vergnüglichem Lärmen, wie's halt zur Jugend gehört. Gruppen von Berufsschülern wechseln sich gerade beim Sportunterricht ab. Ständig sind drei Klassen unter einem Dach. Allerdings in drei „Hallen" der Großhalle, jede der drei Sport-Tummelflächen 20 mal 40 Meter im Ausmaß. Hohe, gepolsterte, nach oben aufrollbare Trennwände teilen sie voneinander. Nach den Berufsschülern trainieren dort vom frühen Nachmittag bis zum späten Abend Hand-, Volley-, Basket- und Fußballer. Bei Großveranstaltungen füllen ihre Fans die Ränge der ausziehbaren Zuschautribünen, die ansonsten, hin zur Querwand, eingefahren sind. Bis zu 1350 Sitzplätze bietet die vereinte Halle, zum Beispiel nächstens bei der DDR-Ringermeisterschaft oder dem Endausscheid „Stärkster Lehrling" beziehungsweise „Sportlichstes Mädchen" der DDR-Berufsanwärter. Guts-Muths oder Turnvater Jahn hätten bestimmt ihre helle Freude daran, könnten sie im Anblick dieser, von Architekten und Sportexperten aus RGW-Ländern gemeinsam entwickelten Sporthalle einmal sehen, was bei uns aus ihren Träumen und Wünschen geworden ist. Das Werk in Karl-Marx-Stadt datiert seine Tradition bis fast in deren Zeit zurück: Seit 1869 werden an der Chemnitz Turn- und Sportgeräte gebaut…

Indessen: Von jener damaligen „Spezial-Fabrik für moderne Turnhallen-Einrichtungen und Turngeräte aller Art für Schulen, Vereine, Militär, Privat-Gärten und Hausgebrauch", die 1871 ihre erste komplette Turnhallen-Ausstattung nach Petersburg expedierte, zuletzt, 1944, massenhaft Munitionskästen baute, war am Ende von Krieg und Grauen nur noch ein zerbombter Torso übriggeblieben. Der neue, weitflächige Werkkomplex an der Werner-Seelenbinder-Straße ist ein Bau aus unserer Zeit, genauer aus den Jahren, als im Lande der Gedanke Fuß zu fassen be-

gann: „...jede Woche einmal Sport!“. Der Jahresausstoß von Hallen- und Rasensportgeräten hat sich seitdem verzehnfacht, und in der Glasvitrine am Speisesaal-Eingang sagen beurkundete Anerkennungen sowie drei Messegold-Medaillen allen Vorbeigehenden noch einiges über Spitzenkonstruktion, Weltstandsvergleich und Qualität.

„Know-how“ von Siegern...

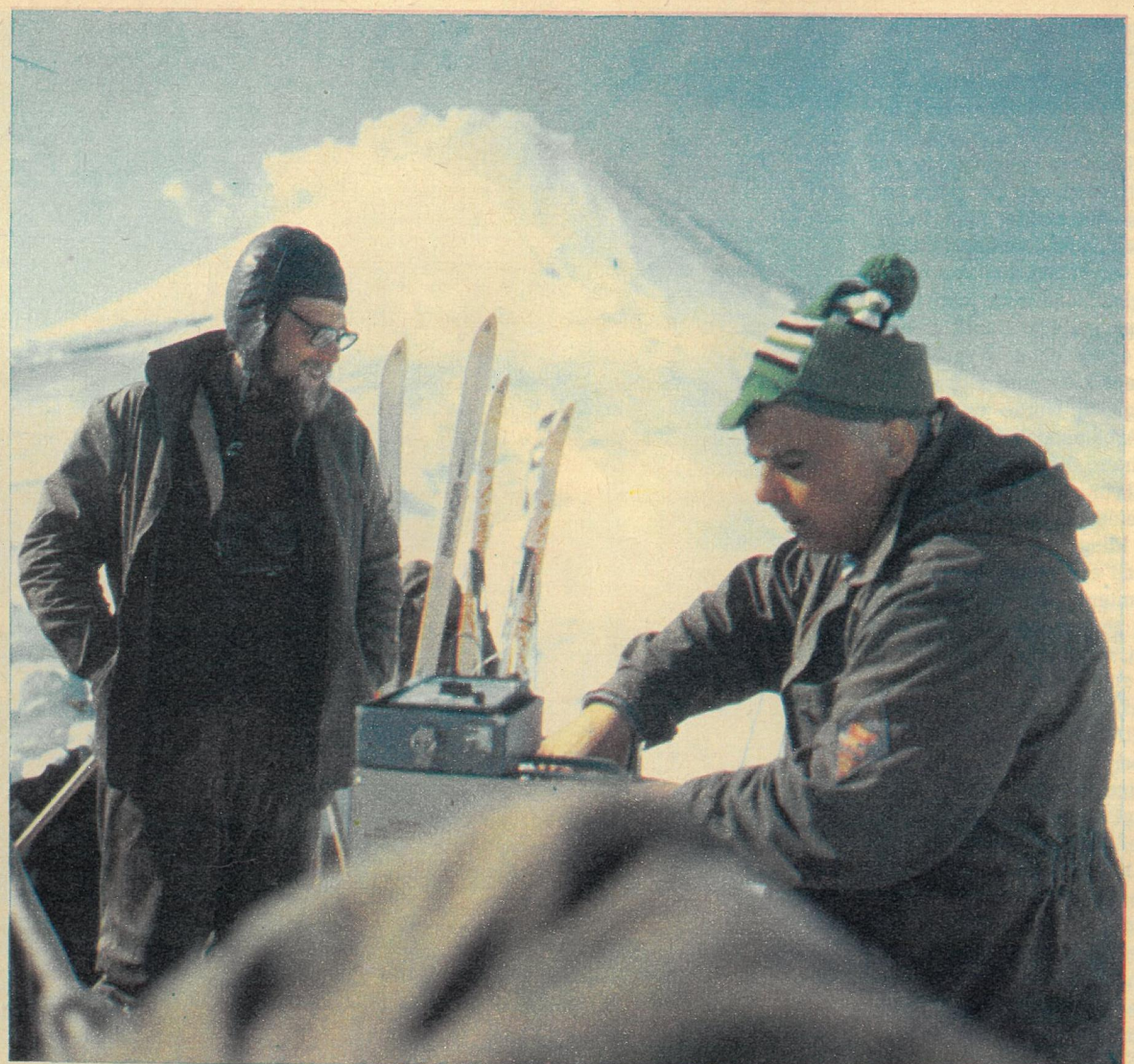
Szenenwechsel: Skiproduktion in Schmalkalden-Aue. Unten, im Erdgeschoß, rollen auf Gitterwagen hohe Stapel roher Bretter in die Halle. Dort werden sie, gemäß Skilänge, Skigeometrie und Sandwichbauweise, geschnitten, geteilt, verklebt, beschichtet, gefräst, beschliffen, grundiert, lackiert – und fertig sind die Gleiter: Langlaufski, Tourenski für Anfänger auf „Idiotenhügeln“ wie für Meister auf Loipe und Piste. Ehe es freilich soweit ist, sind die „Ski-Anwärter“ in dem hochhaushohen Produktionsgebäude per Lift bis 'rauf zur fünften Etage gekommen. Nun erhalten sie von fleißigen Frauenhänden und unter Siebdruckfolie ihr Dekor sowie ihr Typensignet, das Unterscheidungsmerkmal in der Kollektion von nahezu fünfzig Modellen. Solche Namen wie „Classic“, „Racer“, „Speed“, „Master“ und „Champion“ assoziieren einen Flair von weit-weißer Winterwelt und championalen Rennen. Selbstverständlich fehlt nicht ihr Markenzeichen GERMINA, das in allen 35 Sportverbänden der Heimat geschätzt wird, sich längst auch auf dem Sportgerätemarkt von 39 Ländern gute Plätze erworben hat – bis hin nach Australien. Bedeutende Welt-Sportverbände haben GERMINA-Geräte für nationale wie internationale Konkurrenzen und Meisterschaften zugelassen, beispielsweise in der Leichtathletik und beim Turnen, im Boxen, Fußball, Gewichtheben, Basket- und Volleyball, den Kanu- und Ruderdisziplinen, und, natürlich beim Ski-, Rennschlitten- und Bobsport. Dabei können sich die DDR-Sportgerätebauer mit einem ganz besonderen Kenntnis-Vorsprung auf das „Know-how“ von Olympiasiegern, Europa- und Weltmeistern stützen. Erfahrung fließt in jedes neu- oder weiterentwickelte Sportgerät ein. Der Name des Biathleten, zehnfachen Weltmeisters, Gewinners von Gold, Silber und Bronze bei Winter-Olympiaden, Frank Ullrich, soll hier für alle übrigen stehen...

Ski aus der Kassette

Rundgang treppauf, von Etage zu Etage, bevor es wieder treppab geht. Dabei kehren wir zurück in die Pressenabteilung, um uns nun – ein wenig kenntnisreicher über das Entstehen der Ski – eine Sache genauer anzusehen. Als erstes nehmen wir Leimgeruch und mollige Wärme wahr. Hier wird rund um die Uhr gearbeitet, dreischichtig, und hier ist das Bewährungsfeld der Skibauer der Brigade „X. Parteitag“, die sich jüngst ins „Suhler Ehrenbuch der guten Taten“ eintrugen. Weil sie vorangegangen sind, als es sich darum drehte, an ihrem Arbeitsplatz eine Idee durchzusetzen, die mit geringem Aufwand und minimalen Kosten inzwischen gute Effekte erbringt: drei Arbeitskräfte weniger im Drei-Schicht-Rhythmus und täglich rund 100 Paar Ski mehr. „Früher war das so“, erläuterte uns Werkleiter Peter Riehm, „daß an jeder Presse ein Arbeiter stand, der die Laminate mit Kleber präparierte (die entscheidenden Bauelemente aus Glasfaser-Polyester), den Ski nahm und die Maschine beschickte. Nun haben wir die Pressen anders ‚verkettet‘, einfacher gesagt, wir haben drei von ihnen, die vorher gleichfalls quer zum Gang standen, längs gestellt. Damit gewannen wir als erstes einen vergrößerten Freiraum, mehr Licht und Luft an den Pressen. Zugleich wurde es möglich, daß nun die Arbeiter sich das Verkleben und Beschichten, die Beschickung und Maschinenführung teilen, wobei sie sich beliebig miteinander abwechseln können...“ Das klingt alles unerhört einfach, heute, da es für die Pressenleute längst gewohnter Alltag ist. Zuvor aber war es nötig gewesen, jeden einzelnen zu gewinnen, zu überzeugen, sich von Vertrautem zu trennen und auf neue Weise zu arbeiten. Das mußte eben „durchgesetzt“ werden – zuerst in den Köpfen! „Aber dadurch schaffen jetzt drei Werktätige nicht nur mehr als vorher vier“, sagt Gerda Groß, Arbeiterin und eine der Schrittmacherinnen im Betriebsteil 1, „sondern es geht jetzt Hand in Hand, während jeder vorher für sich allein gearbeitet hat. Man hilft sich gegenseitig, spornt sich an und achtet auf höchste Qualität zu jeder Stunde und an jedem Platz.“ Von realisierten Neuererideen, bei denen sich aus vielem Kleinen ein Großes ergibt, wäre im Werk, im Kombinat noch mannigfach zu erzählen...

Doch wir haben den „Dernier cri“, das Allerneueste, Hochproduktivste der Ski-Fertigung noch nicht gesehen – die Produktion von sogenannten Injektions-Ski. Rein ins Auto, 'raus nach Floh – in den kleinen Ort nahe Schmalkalden, zum neuen, weiträumigen Hallenkomplex der GERMINA-Skibauer. Hier hat, vor einiger Zeit, eine Spitzentechnologie Einzug gehalten – mit Wissenschaft und Chemieindustrie im Bunde, programmgesteuert: Polyurethan aus dem Synthesewerk Schwarzheide, ein Zweikomponenten-Gemisch, schäumt in den stählernen Ski-Kassetten auf, sobald es der Mischkopf in die Hochdruckmaschine preßt, verfestigt sich, härtet aus. Weil Deckflächen- und Laufsohlen-Laminate vorher in die Kassette eingelegt wurden, kommt der Ski infolge des eingesetzten Materials extrem bieg- und belastbar – nahezu komplett – aus den Formen. Etwa eintausend Paar jeden Tag. Das, freilich, ist ziemlich leicht zu beschreiben, zu fotografieren ist es indessen mitnichten. Denn der ganze rasante Vorgang vollzieht sich im Innern der äußerlich unattraktiven Maschinen, gewissermaßen in einer „black-box“. Bildreporter werden darüber noch öfter klagen – Roboter haben kein Gesicht! Aber, wer – wie die GERMINA-Sportgerätebauer – Spitze erreicht hat, Spitze halten will, braucht solche Schrittmachertechnologie, überall dort wo sie sich auszahlt. Wir haben gesehen: Auch in diesem Zweig – einem wichtigen, weil Sport und Spiel zu unserem Leben gehören – ist sie groß im Kommen...

Tradition, Erfahrung und moderne Produktion: Drei „Trümpfe“, die stechen! Dank neuem „Injektions-Ski“ doppelter Jahresausstoß...



Messungen am Fuße des wieder zum Leben erwachten Kraters vomKlutschewski

Rund 3000 Vulkane gibt es auf der Halbinsel Kamtschatka im Fernen Osten der Sowjetunion, über zwei Dutzend davon sind aktiv. Der jüngste Ausbruch fand am Klutschewski statt. Wenn dann die Erde Asche und Lava zu speien beginnt, nennen das die Eingeborenen

„Zunächst verdampfte nur der Schnee entlang der heißen Lavaströme, die sich in drei Richtungen vom Vulkan wegschlängelten. Wie die Funkenbälle gigantischer Zündschnüre zischten die Nebelgebilde auf dem Dauerfrostboden übers Land… Dann aber kam es zur Explosion!“ beschreiben Augenzeugen das Naturereignis. Den mächtigen Knall konnte man rund um den Erdball hören und buchstäblich bei sich zu Hause die vulkanischen Dampfsäulen kilometerhoch aufsteigen sehen. Denn der Zufall wollte es, daß ein Kamerateam des sowjetischen Fernsehens gerade in diesem Augenblick, da das geschah, den nach nur knapp einjähriger Pause wieder zum Leben erwachten Vulkan filmte. Kaum eine Nachrichtenredaktion in den Sendestationen der Welt, die sich diese Bild- und Tonaufnahmen entgehen ließ!
Die periodischen Ausbrüche des Hauptvulkans der Klutschewski-Gruppe werden von den Wissenschaftlern in der UdSSR bereits seit Jahrzehnten beobachtet und erforscht. Dieser ist nicht nur einer der aktivsten auf unserem Planeten, sondern auch der höchste in Eurasien. Selbst die stärksten Drücke aus dem Erdinnern waren deshalb bisher nicht in der Lage, das flüssige Gestein in dem Schlund bis zur Gipfelhöhe des Kraters von 4850 Metern „hinaufzupumpen“. Es mußte sich immer einen Durchbruch durch die Seitenwände des Kraters „brennen“ und ist dann im unteren Teil abgeflossen… Rund siebzig kleine Nebenkegel und -krater „unterhalb der Gürtellinie“ sind die Spuren dieser Ausbrüche. 1974 floß die Lava aus 2800 Meter Höhe herab, 1980 waren es 2000 Meter und 1984 dann 3000.
„Nunmehr aber ist der Krater bis zum Rand mit Lava gefüllt“, berichtet in einem Telefongespräch aus Kamtschatka Dr. Anatoli Chrenow, Mitarbeiter des Instituts für Vulkanologie. Zusammen mit dem Geodäsisten Nikolai Jeremejew war er mit einem Hubschrauber zum Hitzeschlund geflogen.
Und wie ist es zu der Explosion gekommen?
„Einer der drei glühenden Lavaströme ist bis zum mehrere Dutzend Meter dicken Eis des benachbarten Gletschers vorgestoßen und brachte das Eis zum Schmelzen. Ein Teil des Dampfes sammelte sich offenbar in einem Eistunnel, in dem die Lava vordrang und der dann dem Druck nicht mehr standhielt.“
Besteht Gefahr für die Bevölkerung der nur dreißig Kilometer entfernten Stadt Klutschi?
„Nein. Zwar hatte sich durch das schnelle Auftauen des Gletschers eine Schlammlawine von zweieinhalb Dutzend Kilometer Länge gebildet. Doch sie umfloß glücklicherweise Klutschi und mündete dann in den Fluß Kamtschatka.“
Ist mit dem Ausbruch auch anderer Vulkane zu rechnen? „Ja. In unmittelbarer Nähe von Petropawlowsk-Kamschatski ist der Vulkan Gorely aktiv geworden, und dann ruht der legendäre Besumjanny immer noch nicht, der allein im vorigen Sommer nach 29 Jahren Pause drei Kubikkilometer Staub, Asche und Gestein in den Himmel stieß…“
Sinnlos verpulverte Energie? „Vorerst ja, Vulkane sind, wie wir wissen, eine Art Sicherheitsventil, durch welche die Erde einen Teil der im Innern angestauten Energie abläßt. Bisher geschieht das ohne unmittelbaren Nutzen für die Menschen. Aber am Mutnowski-Vulkan bei uns auf Kamtschatka soll künftig der aus geothermalen Quellen austretende Wasserdampf genutzt werden. Einige Probebohrungen für das Projekt sind schon niedergebracht worden…“

Dietrich Pätzold

Fotos: Igor Weinstein/TASS

Des Höllen-feuers Himmelfahrt

Wann kommt der nächste Ausbruch? Das Innere des Vulkans

● Wörtlich

Aktuelle Informationen aus wissenschaftlichen Kreisen der ganzen Welt zeigen, daß sich heute eine sehr starke Opposition der Wissenschaftler gegen die Sternenkriegspläne herausgebildet hat. Die Aufgabe der Wissenschaftler besteht darin, den Politikern aufgrund unwiderlegbarer technischer Fakten und Erkenntnisse die Folgen einer Militarisierung des Weltraums klarzumachen und zu beweisen, daß sie keinesfalls zu größerer Sicherheit beitragen würde.

Maurice Wilkins, Professor für Biophysik am Kings-College in London, Nobelpreisträger

● Kurz berichtet

Eine Gruppe sowjetischer Taucher hat bei Unterwasserarbeiten in der Barentssee eine Rekordtiefe von 300 Metern erreicht. Von einer Taucherglocke aus führten sie simulierte Montagearbeiten auf dem Meeresboden durch.

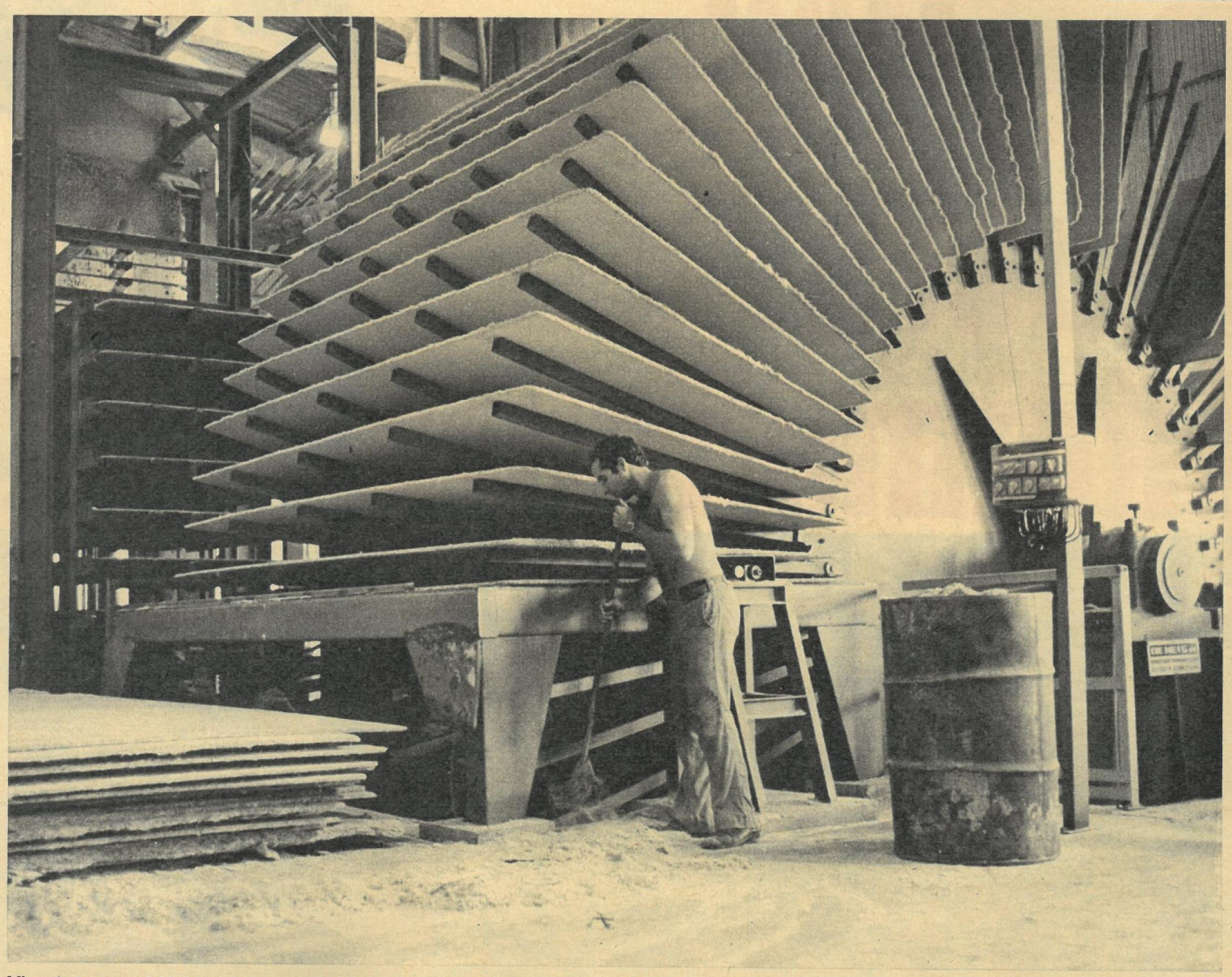
Ihren 90. Geburtstag begeht in diesem Jahr die Tschechische Philharmonie. Zur Feier des Jubiläums wurden für alle Freunde der tschechischen Musik im In- und Ausland zahlreiche Konzerte und Gastspielreisen vorbereitet.

Die dickste Schneeschicht Eurasiens liegt auf Kamtschatka. Sowjetische Wissenschaftler haben ermittelt, daß sich zum Beispiel auf den Gletschern des Kronoz-Berges innerhalb eines Jahres eine mehr als zehn Meter mächtige Schneedecke sammelt.

Die Volksrepublik China will bis 1990 ihr Eisenbahnnetz um weitere 10 000 Kilometer auf 60 000 Kilometer ausdehnen und umfangreiche Modernisierungsarbeiten durchführen. Schwerpunkt der Erweiterung ist der Ausbau der 2300 Kilometer langen Nord-Süd-Magistrale von Peking nach Quangzhou.

Polnische Archäologen fanden in der Höhle in Oblazowa bei Nowy Targ Steinwerkzeuge, Feuersteinspitzen und 25 000 Jahre alte Knochenerzeugnisse, verzierte Nadeln sowie Schmuckgehänge aus Muscheln und Tierzähnen. Es handelt sich um die bisher ältesten Spuren, die der Mensch in den polnischen Karpaten hinterlassen hat.

Budapests Innenstadt erhält noch in diesem Jahr am Franz-Liszt-Platz vor der Musikakademie eine weitere Fußgängerzone. „Nostalgische" Bänke sollen die Hauptstädter und die Touristen hier zum Verweilen einladen.



Vierzigtausend Kubikmeter „Kunstholz" werden jährlich in der Fabrik „Cuba-9" produziert.

Stichwort: Bagasse

Evis Blas Gonzales, der Parteisekretär aus der Südost-Provinz Camaguey, sagte es auf dem III. Parteitag der Kommunisten Kubas: Unsere Möglichkeiten in der Bagasse-Verwertung sind noch nicht genügend genutzt. Er, der den Auftakt der Diskussion im Palacio de las Convenciones von Havanna gab, hat mit dem Stichwort Bagasse zugleich Anstoß zu neuen Überlegungen gegeben, wie auf der Insel der Freiheit dieses bei der Zuckerrohrverwertung anfallende Nebenprodukt noch nutzbarer in Industrie und Landwirtschaft eingesetzt werden kann.

Dabei hält Kuba dank intensiver Forschung im Institut für Zuckerrohrderivate, einem Experimentalbetrieb namens „Cuba-9" nahe der Hauptstadt, seit einigen Jahren schon jedem Vergleich mit Karibik-Ländern stand, die auf Bagasse setzen. Die jährlich in einer Menge von etwa 20 Millionen Tonnen anfallende flokkige schwarz-braune, klebrige Masse hat indessen den Rang eines vollwertigen Industrierohstoffes erobert, verläßt in Form von feingemaserten Platten für die Möbelherstellung in einer Größenordnung von 250 000 Quadratmetern die sechs dafür erbauten Fabriken des Landes. Ein hochwertiger Ersatz für die bislang aus Spanien und der BRD importierten Hölzer und Holzfaserplatten. Bagasse läßt so auch Kubas Wälder weiter wachsen. Die Qualität, die Gediegenheit derartigen „Ersatz"-Holzes, in Schränke, Betten, Sitzmöbel, ganze Zimmereinrichtungen verwandelt, bezeugen immerhin zwei Goldmedaillen der Messen von Leipzig und Plowdiw. Kuba spart mit Bagasse auch Heizöl, denn sechs Tonnen des Abfallprodukts ersetzen eine Tonne des teuren Brennstoffs. Zellstoff und Papier, selbst für den Buchdruck, Futtermittel und auch wohlduftende Kosmetika haben als Endprodukte jeweils Bagasse zum Ausgangsstoff.

Die Ingenieure und Wissenschaftler von „Cuba-9" sind jetzt auch dabei, Zuckerrohrderivate, auf die bereits 60 Betriebe verschiedener Wirtschaftszweige zurückgreifen, in einer weiteren, einer zweiten Stufe zu „erpressen".

Evis Blas Gonzales, der Kreisparteisekretär aus der Hochebene von Florida, hatte seine Überlegungen um eine kontinuierliche Materialzufuhr, die Auslastung der teuren Maschinen wie auch um die Heranbildung von genügend Fachleuten vorgetragen.

„Es gibt keinen Zweifel, daß unser Land bei der industriellen Nutzung der Abprodukte der Zuckerfabriken führend in der Welt ist", sagte er vor den 1790 Delegierten aller Provinzen. Doch der Stand müsse nicht nur gehalten werden. Kubas Konkurrenz in der Karibik verlange ein volkswirtschaftliches Mehr, verlange eine größtmögliche Effektivität.

Günter Stechow (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Saizew-Mode auf dem Eis

Auskünfte für FREIE WELT gab Slawa Saizew, Modeschöpfer und Leiter des sowjetischen Hauses der Mode.

Ihre Kreationen haben internationalen Ruf. Weniger bekannt dürfte es jedoch sein, daß Sie auch die Kostüme für die sowjetischen Eiskunstläufer entwerfen. Standen Sie selbst schon einmal auf dem Eis?

Ja, aber das ist lange her. In der Schule träumte ich davon, einmal Eiskunstläufer zu werden. Wir hatten in Iwanowo eine Spritzeisbahn, und ich bin schrecklich gern im Dunkeln aufs Eis gegangen. Das war irgendwie romantisch: die glitzernde Eisbahn, die Lichtreflexe... Aber ehrlich gesagt, mehr als ein paar Drehungen habe ich nicht geschafft. Meistens bin ich gestürzt. Später erfuhr ich, daß mein Vestibularapparat schwach entwickelt ist, also hätte ich schon deshalb niemals ein Großer auf dem Eis werden können.

Einige Ihrer Modelle sind nicht ganz verständlich, ja muten sogar ein wenig merkwürdig an...

Wissen Sie, es heißt, ein großer Maler habe irgendwie erfahren, daß seine Magd bei der Betrachtung eines Frauenporträts, das ihr Herr gemalt hatte, in ihrer üblichen Manier bemerkt haben soll: „Wie schade! So etwas aus einer schönen Frau zu machen!" Doch der Maler geriet nicht im geringsten aus der Fassung, sondern stellte eher zufrieden fest: „Also hat sie gesehen, daß die Frau schön war." Es ist kein Problem, sich ein Kostüm auszudenken. Das Problem liegt darin, jemanden davon zu überzeugen, daß er genau das und nichts anderes braucht.

Bei welchen Eiskunstläufern haben Sie als Sportmodeschöpfer begonnen?

Noch heute bin ich mit Irina Moissejewa und Andrej Minenkow befreundet. Sie waren es, für die ich das erste Kostüm ersann, bei dem ich auf den traditionellen Flitter verzichtete und es so ungestüm zu gestalten versuchte, wie auch ihr Tanz es war. Vor kurzem habe ich als Kunstfotograf Igor Bobrin geholfen.

Wie entsteht solch ein Kostümentwurf, was geht ihm voraus?

Als erstes höre und vertiefe ich mich in die Musik, nach der die Läufer ihre Kür gestalten. Das zweite wichtige Moment ist für mich die Choreographie des Ballettmeisters, also die charakteristischsten Schritte und Bewegungen. Und das dritte schließlich ist das Temperament der Paare. Für mich war der Kontrast zwischen zwei Menschen schon immer interessant. So ist zum Beispiel Natascha Bestemjanowa erstaunlich lebenslustig, während ihr Partner Andrej Bukin bei seiner Korrektheit, Zurückhaltung, ja, ich würde sagen, inneren Verschlossenheit, eher dem romantischen Stil entspricht...

Erinnern Sie sich noch an das glänzende britische Paar Jane Torvill und Christopher Dean? Welchen Eindruck machten deren Kostüme auf Sie?

Zweifellos ein sehr interessantes, eindrucksvolles Paar. Aber ich sage Ihnen offen, ihre Kostüme haben mir nicht so gefallen. Sie waren mir zu ruhig, ohne die geringste Extravaganz. Gleichzeitig ging von ihnen ein Hauch von Konservatismus aus... Aber das ist meine ganz persönliche Meinung als Modegestalter.

Gibt es eine Mode für den Eiskunstlauf?

Selbstverständlich. Schade allerdings, daß unsere Phantasie hier an bestimmte Konventionen gebunden und in Rahmen gepreßt ist. So dürfen die Beine der Läuferinnen nicht „verschönt" werden, und stets muß der Arm markiert sein. Es ist schwer, im Rahmen eines kurzen Kleidchens gestalterisch zu wirken. Trotzdem fällt uns dabei immer wieder etwas Neues ein. Bei den Kostümen für das diesjährige Programm von Natascha Bestemjanowa und Andrej Bukin habe ich versucht, so unkonventionell wie nur möglich zu sein.

Interview:
Juri Kaschin (APN)

Notruf von Bord

Stechender Schmerz im Bauch zwingt Serjosha, sich zuammenzukrümmen. Er läßt seinen Schraubenschlüssel fallen, hat keinen Nerv mehr für den Diesel, der die „Wladiwostok", eine schwimmende Fischfabrik, durch das aufgewühlte Ochotskische Meer treibt. Mechaniker Sergej Shulkow preßt beide Hände auf seinen Leib und wankt aus dem Maschinensaal. Der Schiffsarzt diagnostiziert: Großes Magengeschwür, hochgradig entzündet, eine Perforation, der Durchbruch in die Bauchhöhle also, droht. Lebensgefahr! Einzige Rettung für Serjosha – eine Operation! Leichter gesagt als getan. Die „Wladiwostok" hat zwar eine OP-Station für leichte Fälle, aber dieser Eingriff könnte zu einer extremen Operationssituation führen, die die Möglichkeiten des „Ein-Mann-Teams" überfordern. Folglich muß der Patient an Land! Aber bis zum nächsten Krankenhaus, dem Rayonhospital Tigil nahe der Westküste Kamtschatkas, beträgt die Entfernung über 150 Kilometer Luftlinie. Ein Hubschrauber muß her! Der Notruf steigt in den Äther. Doch die Mi-8-Staffel auf dem nächstgelegenen Flugplatz in Chalatyrsk hat Startverbot. Über Kamtschatka bläst ein frischer, kalter Nordost. Mit Windspitzen über 25 Meter je Sekunde. Das bedeutet Sturm, und eine Mi-8 darf nur bei maximal 20 m/s Windgeschwindigkeit fliegen. Alle Umstände scheinen sich gegen den schmerzgepeinigten Serjosha zu verschwören... „Noteinsatz!" erläutert Staffelkommandeur Narywaschew seinen Piloten den Funkspruch. „Nur Freiwillige fliegen mit!" Es melden sich: Leonid Nowoshilow (12 Jahre Dienstzeit als Pilot), Wladimir Koslow (8 Jahre), Juri Zarjew (7 Jahre). Mit von der Schüttel- und Rüttelpartie sind die Chirurgen Dr. Scheludko, Dr. Botschkarjow und der Anästhesist Dr. Kerdoda aus Tigil. Ihnen wird erst in der Luft klar, daß dies möglicherweise ihr letzter Flug sein könnte. Sie erreichen recht und schlecht die „Wladiwostok", aber an ein Aufsetzen des Drehflüglers auf dem nassen Deck der schlingernden Schwimmfabrik ist nicht zu denken. Dr. Scheludko entschließt sich zu einem artistischen Drahtseilakt und pendelt hernieder. Wie sein Kollege an Bord entscheidet auch er für den Abtransport des Patienten, der wohl oder übel, auf der Trage fest angeschnallt, die wankende, schwankende Kranfahrt zum Hubschrauber antreten muß. Chefpilot Nowoshilow vollbringt indes eine ungewöhnliche Leistung. Fast eine Stunde hält er den von immer wieder heranfauchenden Böen bedrohten Hubschrauber über dem Schiff... Serjosha landet glücklich, und die Operation gelingt.

Volker Hempel

Zum Beispiel Eilenburg...

Wort halten ist Ehrensache, hieß es auf der 8. Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft im Dezember vergangenen Jahres. Ein Beispiel dafür sind die Eilenburger. Vor vier Monaten hatten sie auf ihrer Kreisdelegiertenkonferenz ihr Programm bis zum XI. Parteitag der SED verabschiedet und einen Brief an Erich Honecker geschrieben. Die darin gegebenen Versprechen bestimmen seitdem die Arbeit aller Vorstände. Wie DSF-Kreissekretär Lucas mitteilt, sollen unter anderem weitere 26 DSF-Grundeinheiten neu gebildet werden. Bisher haben 20 mit insgesamt über 400 Mitgliedern ihre Arbeit aufgenommen. Das Ziel, 80 Kollektive für den Kampf um den Ehrennamen „Deutsch-Sowjetische Freundschaft" zu gewinnen, ist mit 82 bereits überboten. 23 davon sind Jugendkollektive. Zu ihnen gehört auch die Brigade „Rohre 83" aus dem VEB Betonwerke Laußig, deren 30 Mitglieder nach höchsten Leistungen im sozialistischen Wettbewerb streben. Diese Beispiele sprechen dafür, daß die Eilenburger Freunde ihr Vorhaben, mehr als bisher unter der Jugend zu wirken, ernst nehmen. Ebenso wie die Tatsache, daß alle Jugendweiheveranstaltungen im Kreisgebiet zum Thema „Freundschaft mit dem Lande Lenins – Herzenssache unseres Volkes" von ihnen gestaltet werden. Zu den bereits erfüllten Versprechen gehört auch, daß im VEB Großtreben, Putenzuchtbetrieb Doberschütz, ein neues „Kabinett der Freundschaft" seine ersten Besucher begrüßen konnte und ein weiteres in der LPG (T) „Bau auf" in Mörtitz entsteht. Gefragte Gäste in den nunmehr zehn Freundschaftskabinetten sind die Mitglieder des Kreisreferentenkollektivs der Gesellschaft und der URANIA, mit der die Freunde gut zusammenarbeiten. Das bisher Erreichte ist das Ergebnis vieler politischer Gespräche, in denen der Beschluß des 12. DSF-Kongresses einen besonderen Platz einnahm. Gleichzeitig aber auch des Wettbewerbes zwischen den DSF-Grundeinheiten. Die Initiativen der Eilenburger Freunde der Sowjetunion reihen sich würdig in die große Volksaussprache zum XI. Parteitag der SED ein.

Erhard Tautendorf

Der Clan des Rambo-Rocky

Hollywoods neuer Filmheld heißt Rambo. Rambo I, dem resignierten Vietnam-Veteranen, ist Rambo II gefolgt, der umjubelte Vietnam-Sieger. Rambo hat von uns das Vietnam-Trauma genommen, er hat unsere Nation befreit, begeistern sich die Rechten in den USA. Eine reale Niederlage hat er in einen fiktiven Sieg verwandelt. Allein diese Fiktion schien vielen zu genügen, die ehemaligen Mörder in Uniform und Ordensspangen auf New Yorker Prachtstraßen in Konfettiregen einzuhüllen und sie wieder Helden zu nennen. Rambo-Darsteller Stallone

schaut von Plakaten in den Rekrutierungsbüros der US-Army auf Jugendliche hinab, die nun in gehäufter Zahl ein T-Shirt mit der Aufschrift tragen „Komm zur Armee, reise in ferne Länder, triff interessante Leute – und bring sie um". Stallone heizt nun das Rambofieber an, stellt sich als Boxer Rocky vor. „Rocky IV" ist kein simples Sportlerschicksal mit Rühr- und Seelendrama. Gewaltige Boxhandschuhe mit dem Sternenbanner prallen auf die des Gegners mit Hammer und Sichel, dazu leuchten Schriftzeilen von der Leinwand: „Get ready for the next world war – Macht euch für den nächsten Weltkrieg bereit!" Rocky siegt natürlich gegen die „sowjetische Kampfmaschine" und läßt sich von den Seinen auf Händen tragen (unser Bild). Was geht hier vor, fragen sich entsetzt viele Amerikaner, die vom Genfer Treffen auch für ihr Land eine befreiende Wirkung erhoffen. Ist Hollywood übergeschnappt, stürzt es sich in den apokalyptischen Endkampf gegen Russen und „Untermenschen"? Einst arbeitslose Schauspieler haben heute Hochsaison, nur weil ihre Gesichter auszudrücken vermögen, was man in den „Russen" sehen möchte: Brutalität, Geistlosigkeit, Tücke. „Manchmal bin ich Präsident Reagan richtig dankbar, daß er so fest gegen die Kommunisten auftritt. Deshalb haben wir plötzlich eine ungeheure Welle von antisowjetischen Filmen, und dafür sind Leute mit meinem Aussehen ideal", freute sich in einem TV-Gespräch ein exilierter Achtgroschenjunge. Mit Schaudern denkt er an die „Hundejahre der Entspannung", die ihm keine Rollen eingebracht haben. Die abgedrehten und geplanten Produktionen antisowjetischer Horrorstreifen sind so immens, daß auch in den USA der Verdacht ausgesprochen wird, daß diese Filme keineswegs nur kommerziellen Fischzügen dienen; die Netze sollen auch Ausbeute anderer Art einbringen. Im Wochenblatt „New York" meint David Denby, daß in dieser massenhaften Verhetzung „wir Regungen eines beginnenden Faschismus sehen" müssen. Chauvinismus war und bleibt die Basis militärischer Aufbruchstimmung. „Geht Rambo demnächst nach Nikaragua?" fragt die „Washington Post". Oder ins Weltall mit Laser-Kanonen an Bord? Durchaus denkbar, daß er auch dort den ausstehenden Sieg erringt. Der Vietnam-Veteran Dan McMahon warnt: „Jugendliche werden durch so eine Gehirnwäsche direkt in den nächsten Krieg hineingetrieben." In Genf unterstrichen die Staatsmänner der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten, „daß jeder Konflikt zwischen der UdSSR und den USA katastrophale Folgen haben würde" und somit verhindert werden müsse. In wessen Auftrag handelt Rambo-Rocky, wenn er den „Geist von Genf" zu massakrieren sich bemüht?

Hans Bergmann

Kuhklumpen

Traditionelle Käseherstellung nach jahrhundertealter Rezeptur in der Slowakei. In Liptovský Mikuláš, beuteln Fräulein Beata (im Vordergrund) und Jarmila Frischkäse. Herangereift kommt er als sogenannter Kuhklumpen auf den Verkaufstisch. Vier weitere hochwertige Sorten, 1500 Tonnen Käse jährlich, werden in dieser teilautomatisierten Fabrik hergestellt.

Waldpflege

Mit Meßgeräten voll gespickt gleitet in 40 Meter Höhe an Drahtseilen ein „fliegendes" Labor über die Wälder der Taiga... In einem kerngesunden Waldabschnitt bei Krasnojarsk werden in der Versuchsstation des Forschungsinstituts für Wald und Holz ständig spektrometrische Daten über den Zustand des Bestandes registriert, die mit solchen verglichen werden, die die Meßflüge über den riesigen sibirischen Waldmassiven ergeben. Aus dieser Analyse ermittelt das Institut wertvolle Informationen für die Waldpflege.

Wollperspektive

Im kasachischen Altai: Bald geht es hinauf zur Sommerweide... Trotz stürmischen Aufschwungs der Industrie Kasachstans büßt der älteste Beruf im Lande, der des Hirten, nicht an Bedeutung ein. Nahezu ein Drittel der 150 Millionen Schafe der Sowjetunion weidet in der Kasachischen SSR. Für die Tätigkeit in 100 neuen Schafzuchtsowchosen wurden in den vergangenen Jahren über 20 000 Jungen und Mädchen an Spezialschulen ausgebildet.

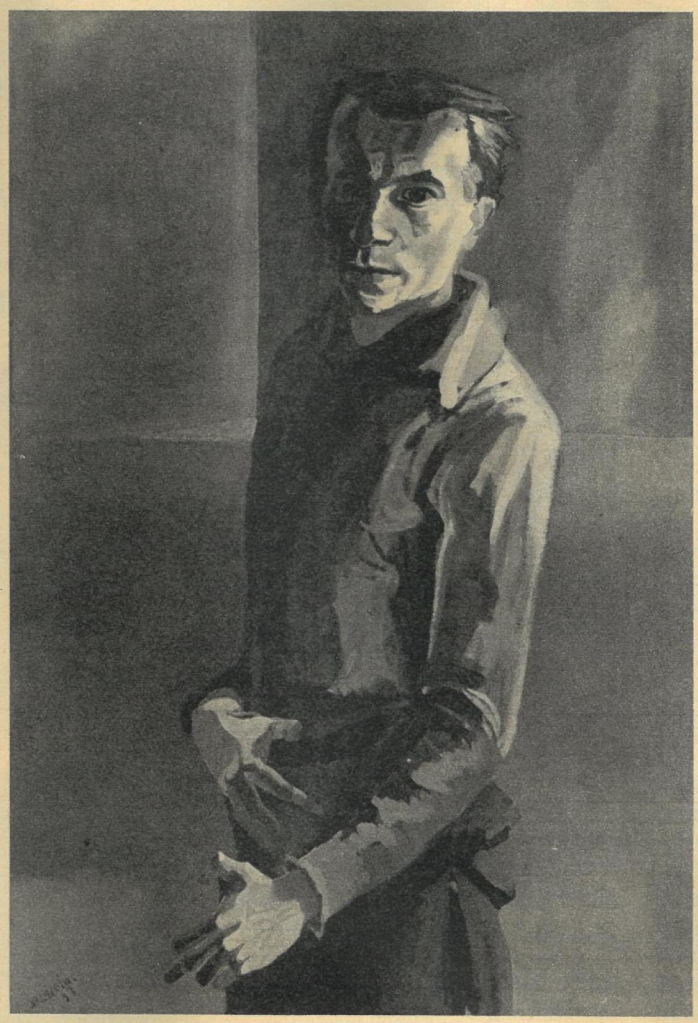
Sechzig Bände Folklore

Namika Kjalundsjuga singt ein uraltes Udehenlied. Man hört den Ruf des Kukkucks, das Kollern des Auerhahns, das Rauschen eines Bachs. Es ist eine Besonderheit der Folklore der Völker des Amurgebiets, die Stimmen von Tieren und die Geräusche der Natur nachzuahmen. Namika Kjalundsjuga singt das erste Mal in ihrem Leben in ein Mikrofon… Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR hat vor fünf Jahren beschlossen, ein sechzigbändiges Werk zur Herausgabe vorzubereiten – über „Denkmäler der Folklore der Völker Sibiriens und des Fernen Ostens". Es wird viele Genres enthalten: Märchen, Legenden, Sagen, Poeme, Mythen, Balladen, Sprichwörter, Rätsel, Wortspiele, Lieder, Noten, Beschwörungsformeln; auch Sitten und Bräuche sollen aufgezeichnet werden, und zu allen Bänden gehören Schallplatten. Einerseits reisen Wissenschaftler und Techniker bis in die entferntesten sibirischen Orte, andererseits kommen Sänger und Erzähler zu den Wissenschaftlern. So fand im Sommer 1985 in Nowosibirsk das 1. Sibirische Folklorefestival statt. An diesem Unternehmen, das in der Welt nicht seinesgleichen hat, arbeiten Forscherkollektive der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, der Komponistenverband der UdSSR, die Verlage „Nauka" („Wissenschaft") und „Sowjetski kompositor" („Sowjetischer Komponist"). Zur Koordinierung dieser Arbeit wurde am Nowosibirsker Institut für Geschichte, Philologie und Philosophie der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR ein Sektor „Folklore der Völker Sibiriens" gegründet. Für elf Bände sind die Aufzeichnungen bereits abgeschlossen: 312 Tonbandaufzeichnungen von 57 Kennern der Folklore, unter anderem von Nanaiern, Ultschen, Negidalen, Niwchen… Übrigens läßt man auch die Volksbräuche der Nachfahren einstiger slawischer Übersiedler nicht unbeachtet, die Folklore der Russen, Ukrainer, Belorussen. Die ersten fünf Bände sollen 1987 erscheinen. Juri Schejkin, Dozent des Nowosibirsker Konservatoriums: „Wenn alles so wird, wie wir es uns vorstellen, wird die Herausgabe dieser sechzig Bände eine verlegerische Sensation."

Gisela Reller

Am Ende des Aschermittwoch

„Durch Not, Tod und Schrecken des Faschismus war ich gegangen… Jetzt waren wir geborgen… Seit drei Monaten lag ich in einem sowjetischen Lazarett… Die Strapazen der vergangenen Jahre hatten mich so geschwächt… Der Winter war bitterkalt, und meine Zehen hätte ich im schönen Ungarland lassen müssen, hätte mich nicht eine sowjetische Majorin liebevoll gesund gepflegt", erinnert sich Hans Grundig in seiner Autobiographie „Zwischen Karneval und Aschermittwoch" an seine Rettung und die von über dreihundert ehemaligen politischen KZ-Häftlingen der ganzen Strafkompanie Dirlewanger, die bei ihrem ersten Fronteinsatz am 25. Dezember 1944 bei Budapest zur Roten Armee übergelaufen war: „Hinter einem Baum stand ich, und vor mir sah ich… fünf sowjetische Soldaten mit Maschinenpistolen im Anschlag. Wild genug sahen sie aus, die Freunde… Ich



weiß nicht, ob sie mein einziges russisches Wort verstanden haben mögen, das eine Wort ‚Towarischtsch!'… da senkten sich drüben die Gewehre… Endlich, Freunde, ging für mich der Aschermittwoch zu Ende."

Bittere Armut, Verfolgung, Gestapohaft, Trennung von seiner geliebten Frau Lea, Martyrium im Konzentrationslager Sachsenhausen hatte der Dresdener Kommunist und Maler als den Aschermittwoch seines Lebens erleiden müssen, bevor er befreit in seine Heimatstadt zurückkehren und als Rektor der neuen Hochschule für bildende Künste an der Formung einer Generation junger, sozialistischer Künstler Anteil haben konnte. Zwischen Karneval und Aschermittwoch des Jahres 1901, am 19. Februar vor fünfundachtzig Jahren, wurde er geboren. Schon 1926 traten Hans und Lea der KPD bei. Ein hochbegabter, vielversprechender Maler und Grafiker war der junge Grundig, der sich ganz in den Dienst der Arbeiterklasse stellte. Während des Faschismus verfemt und mit Arbeitsverbot belegt, kämpfte er in der Illegalität, ohne jegliche dem Künstler so notwendige Öffentlichkeit. Seine gemalten Visionen brennender Städte, lodernden Himmels und sich öffnender Erde nahmen das Schicksal seiner Heimatstadt vorweg. „Wenn ich auch kein Prophet und Sterngucker war, so war ich doch Marxist und wußte, wohin die Menschheitsmörder ihre Stiefel setzen wollten." Das Selbstbildnis von 1933 (oben) drückt angstvolles Wissen um die Gefahr wie auch Entschlossenheit zum Widerstand aus. Sinnbildhaft und allegorisch wurde die Sprache seiner Kunst. Vorausahnend formulierte Grundig schon 1938 in einer Tierallegorie, dem „Kampf der Bären und Wölfe" (links), den Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion: „Das sollte ein Gleichnis sein. Die nazistischen Wölfe greifen den russischen Bären an, der sie schlägt, wie die Wölfe noch nie geschlagen wurden." Lodernd rot sind die starken Bären, giftig grün die raubgierigen Wölfe. Die Faschisten entledigten sich des unerschrockenen Warners, indem sie ihn ins Konzentrationslager sperrten. Es gelang ihnen, seine physische Kraft so zu zerstören, daß er 1958 an den Folgen mit erst siebenundfünfzig Jahren starb. Aber die große humanistische Kraft des Künstlers Hans Grundig, die er aus seiner kommunistischen Weltanschauung zog, triumphierte: „Wenn ihr alles in Asche stürzt – der Mensch bleibt doch. Das wollte ich ausdrücken."

Dr. Friedegund Weidemann

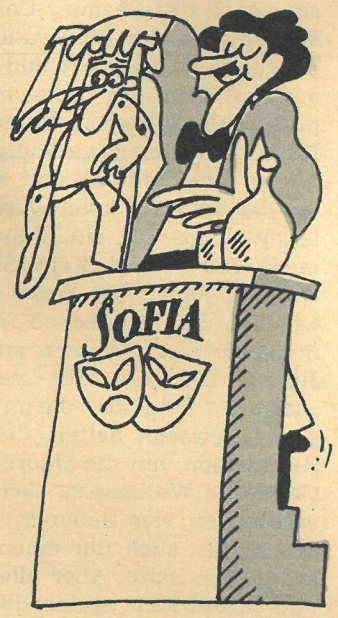
● Erfahrenes

Ich bin ganz sicher: Je mehr der Mensch für die Menschen arbeitet, um so länger wird er leben. Nur durch die Arbeit bleibst du in Form, sie diszipliniert den Verstand und das Gedächtnis. Und wenn die Arbeit keine Last, sondern Freude ist, dann verlängert sie das Leben.

Iwan Papanin, Polarforscher, UdSSR

● Am Rande

Eineinhalb Jahre weilte Wesselin Ananjew zum Studium in der ČSSR, die auf dem Gebiet des Marionettentheaters langjährige Traditionen besitzt. Jetzt lehrt er an der bulgarischen Theaterhochschule in Sofia, die kürzlich auch mit der Ausbildung von Puppenspielern begann. – Nun läßt er alle Puppen tanzen!



● Persönliches

Mit der Ankündigung, sie wolle jetzt endlich einmal zum Zahnarzt, überraschte die 119jährige Serbin Ema Begovic ihre Umwelt. Sie war in ihrem langen Leben nie ernsthaft krank gewesen.

In seiner Freizeit sitzt Nikolai Shargalow, Landarbeiter in einem Sowchos in Transbaikalien, eifrig über Lehrbüchern. Im Herbst hatte sich der siebenfache Vater und dreifache Großvater zum Fernstudium an der Landwirtschaftlichen Hochschule Irkutsk immatrikulieren lassen.

Indio Habanera, 45jähriger Tierzüchter aus Pinar del Rio auf Kuba, verlegte sich jüngst auf die industriemäßige Mast der Wildgansart „Ocas". Diese mehr als acht Kilogramm Gewicht erreichenden Tiere liefern neben schmackhaftem Fleisch auch die begehrten Daunenfedern.

Redaktion: Volker Hempel; Foto: V. Hohlfeld, V. Kühl; TASS/E. Kotljakow, N. Shiganow; Repro/Staatl. Museen Berlin (1); Archiv (2); Zeichnung: R. Schwalme; Vignette: D. Schüler

„Wenn ein Weißer einen Indianer umbringt, kommt er mit einer Geldstrafe davon. Erhebt ein Indianer die Hand gegen einen Weißen, bekommt er in 99 von 100 Fällen lebenslänglich."

Gwarth-ee-Lass vom Stamm der Chippewa-Sioux, der Welt bekannt unter dem Namen Leonard Peltier, weiß, wovon er spricht. Er hat zweimal lebenslänglich bekommen, obwohl er keine Hand erhoben hat.

„Ich habe meinen Mann vor drei Tagen gesehen", sagte Stefanie Peltier, als sie kürzlich auf dem Moskauer Flughafen Scheremetjewo landete, „und er hat gelächelt. Stellen Sie sich vor, er hat das Lächeln nicht verlernt." Zehn Jahre – die besten seines Lebens: Peltier ist jetzt 41 – unschuldig hinter Gittern, und er lächelt, damit auch seine Frau es nicht verlernt.

Erpreßte Meineide

Peltiers Geschichte begann am 26. Juni 1975. An diesem Tag schossen zwei FBI-Beamte, Coler und Williams, in der Reservation Pine Ridge im Bundesstaat Süd-Dakota auf das Haus des Indianers Jumping Bull. Während Frauen und Kinder flüchteten, verteidigten Indianer ihre Siedlung und erwiderten das Feuer. Getötet wurden Coler, Williams und ein Indianer namens Joe Stuntz. Kein Staatsanwalt hat jemals die Frage gestellt, wer Joe Stuntz erschoß. Auf der Stelle aber schwärmten an jenem Junitag Dutzende FBI-Leute und „normale" Polizisten, die im Hintergrund gewartet hatten, durch die Reservation, um die „Mörder" von Coler und Williams zu suchen. Sie verhafteten vier Indianer, von denen keiner auch nur einen Schuß abgegeben hatte. Aber alle vier – und darauf kam es dem FBI an – waren aktive Mitglieder der „Bewegung amerikanischer Indianer" (AIM: American Indian Movement). Dino Butler und Bob Robideau saßen ein Jahr in Haft, bevor sie wegen erwiesener Unschuld freigelassen werden mußten.

Jimmy Eagle blieb anderthalb Jahre hinter Gittern, bis der Untersuchungsrichter zur Kenntnis nahm, daß der Beschuldigte sich während des Schußwechsels 15 Meilen entfernt im Hause seiner Mutter aufgehalten hatte. Übrig blieb Leonard Peltier. Ihn zu beobachten und beim geringsten Anlaß zu verhaften, hatte der Justizminister schon 1972 angeordnet.

Der Prozeß gegen Peltier fand zwei Jahre nach den Ereignissen von Pine Ridge statt. Viel Zeit für die Aufklärung eines Schußwechsels. Die Anklage präsentierte denn auch Zeugen. Die Indianerin Myrtle Poor Bear belastete Peltier schwer. Später erstattete sie Anzeige gegen sich selbst wegen Meineids: Das FBI habe ihre falsche Aussage erpreßt. Richter Benson erklärte ihre Selbstanzeige für „unwesentlich". Drei halbwüchsige Indianer sagten gegen Peltier aus, aber es kam heraus, daß FBI-Beamte sie verprügelt, stundenlang an Stühle gefesselt und mit dem Tod bedroht hatten. Ein FBI-Agent namens Fred Cower sagte aus, er habe Peltier während der Schießerei auf eine halbe Meile Entfernung durch das Zielfernrohr seines Gewehres beobachtet. Die Verteidigung wies nach, daß es technisch unmöglich ist, mit einem Zielfernrohr des fraglichen Typs auf eine solche Entfernung einen Menschen zu identifizieren. Richter Benson lehnte den Beweis ab. Eine ballistische Untersuchung bestätigte, daß die tödlichen Schüsse auf Coler und Williams nicht aus Peltiers Gewehr abgefeuert wurden. Staatsanwalt und FBI unterschlugen das Gutachten.

Indianer in ihren traditionellen Trachten protestieren vor dem Weißen Haus in Washington gegen die Verletzungen der Menschenrechte, denen sie ständig ausgesetzt sind.

Mein lieber Bruder

Aus dem Land, das heute die Tschuktschen bewohnen, zogen vor 40 000 Jahren Jäger über eine Landbrücke, die schon lange nicht mehr existiert, nach Osten in ein menschenleeres, fruchtbares Paradies. Im Laufe der folgenden 30 000 Jahre besiedelten die Indianer den riesigen Kontinent, der heute Amerika heißt, bis hinunter nach Feuerland. Und dann vergingen immer noch fast 10 000 Jahre, bis die ersten Weißen kamen.

In unseren Tagen landete ein Brief aus dem Land der Tschuktschen in einer Einzelzelle des Gefängnisses von Leavenworth im Bundesstaat Kansas: „Mein lieber Bruder", schrieb Juri Rytchëu, der berühmte tschuktschische Schriftsteller, „über die Beringstraße reiche ich dir meine freundschaftliche Hand."

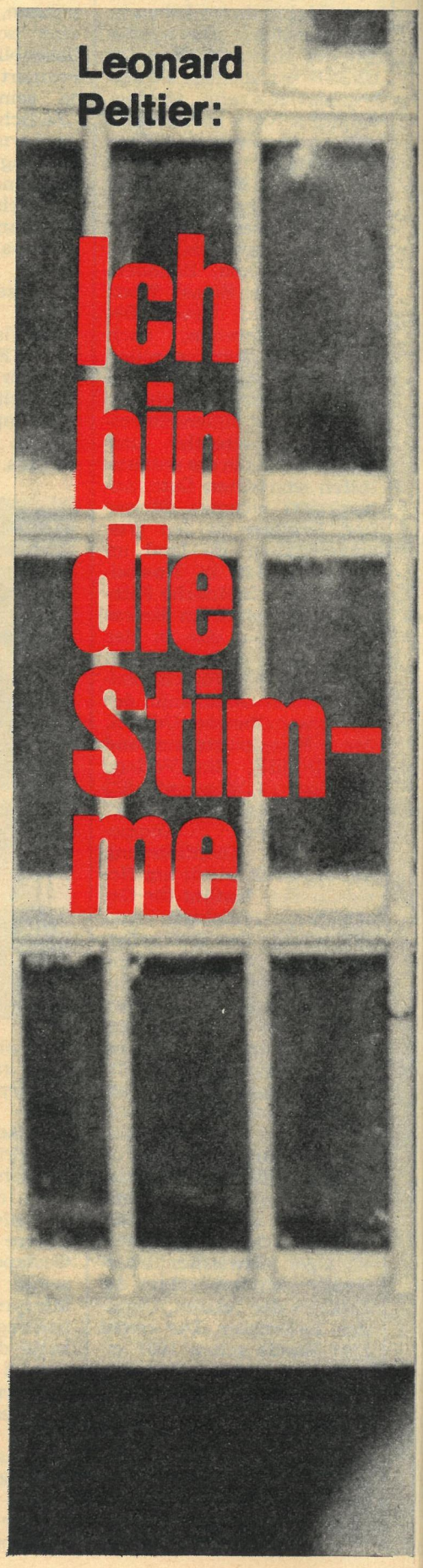
Auch amerikanische Minister und Gouverneure erhielten Post aus der Sowjetunion, alles in allem bis jetzt

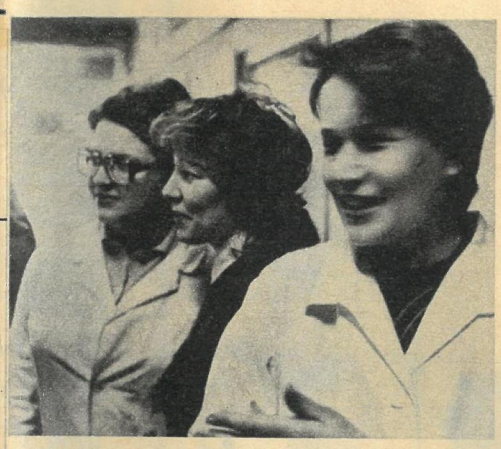
Juri Rytchëu, der tschuktschische Schriftsteller, dessen Bücher in 30 Sprachen übersetzt wurden, schreibt in einem Brief an seinen lieben Bruder: „Du hast kühn Deine Stimme zur Verteidigung Deines Volkes erhoben."

mehr als 13 Millionen Postkarten, unterschrieben von jungen Menschen, die Peltiers Freilassung fordern. Nach langem Schweigen kam Antwort an die Redaktion der „Komsomolskaja Prawda", keine private, eine behördliche Antwort aus Jefferson City, der Hauptstadt des Staates Missouri: Man wisse überhaupt nicht, hieß es da, wovon die Rede sei – die Rechte der amerikanischen Ureinwohner würden in den Vereinigten Staaten „geachtet und bewahrt" und mit „Fürsorge" gehegt. Und wörtlich: „Wir achten die Menschenrechte. Das Recht eines jeden einzelnen auf Leben, Freiheit und Glück ist die Grundlage unseres Landes..."

Völkermord im OP-Saal

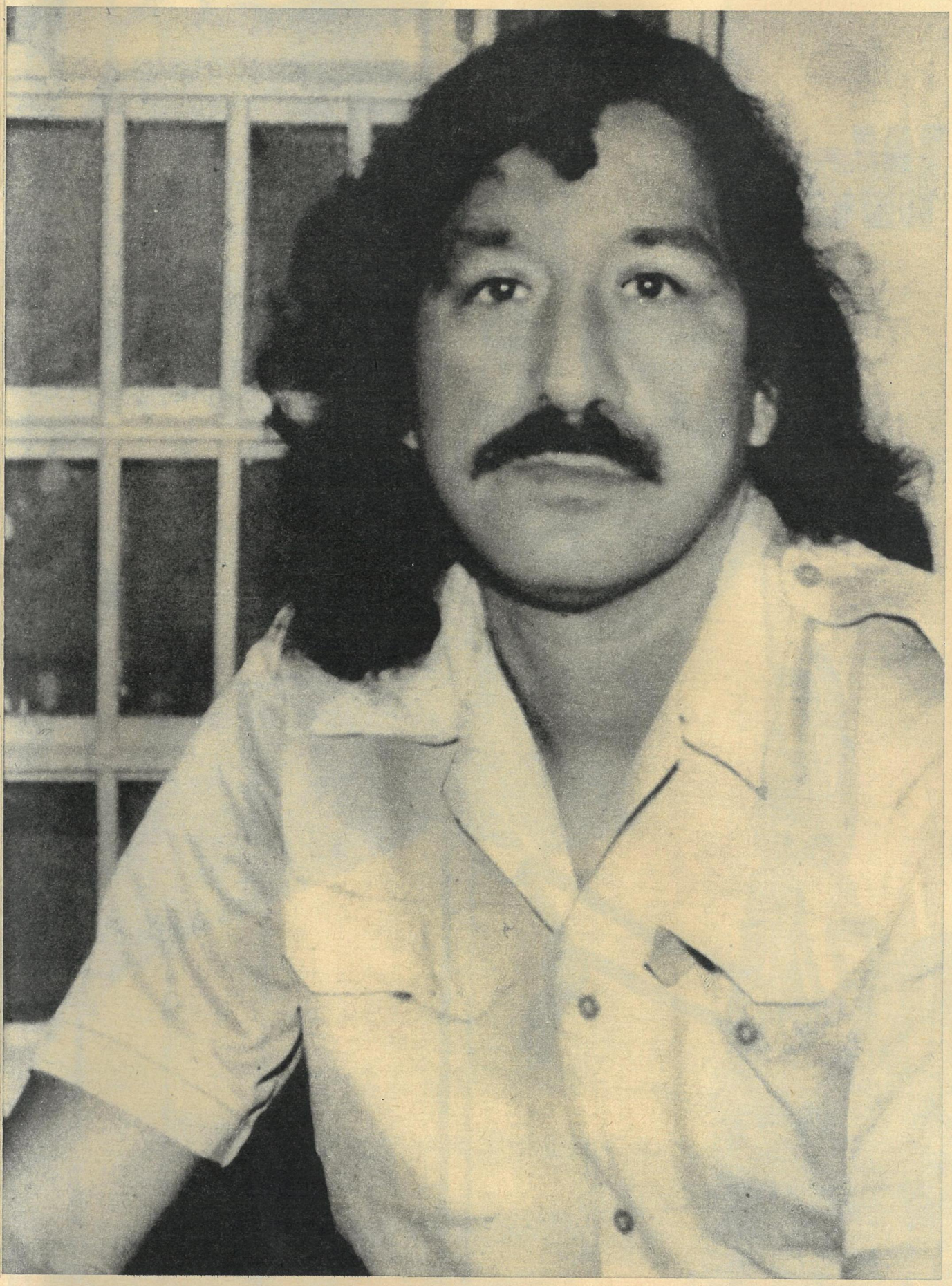
Vor einigen Jahren erschien in der Praxis von Frau Dr. Constance Uri in Los Angeles eine Indianerin und bat in ihrer Ahnungslosigkeit um eine neue Gebärmutter. Ihre eigene hatte ihr ein Arzt des „Indian





Stefanie Peltier, die Frau des unschuldig verurteilten Indianerführers, wurde bei ihrem Aufenthalt in der Sowjetunion überall so herzlich empfangen wie im Moskauer Backwarenkombinat „Swjosdny".

Health Service" genommen. Dieser „Indianische Gesundheitsdienst", selbstverständlich eine „weiße" Organisation, untersteht direkt dem Gesundheitsministerium in Washington. Frau Dr. Uri ging der Sache nach, und der Skandal zog Kreise: 16 000 Fälle von Sterilisierung kamen ans Licht. Von seltenen Ausnahmen abgesehen, wurden alle diese Indianerinnen von IHS-Ärzten beschwatzt oder durch die Drohung, das Fürsorgegeld zu sperren, erpreßt oder einfach hinters Licht geführt, weil sie nur mangelhaft Englisch verstanden – 16 000 in nur fünf Jahren. Das erfüllt nach Wortlaut und Sinn der UN-Resolution 260 A aus dem Jahre 1948 den Tatbestand des Völkermords. Kommentar des IHS-Direktors James Felsen: „Jeder weiß, daß es draußen im Lande viele kleine Hitlers gibt."



Aber es sind nicht nur „kleine Hitlers", die ihren privaten Ausrottungsfeldzug betreiben. Die Indianer haben heute unter allen Minderheiten der Vereinigten Staaten die kürzeste Lebenserwartung, die schlechtesten Gesundheitsbedingungen, die elendesten Wohnverhältnisse, die niedrigsten Einkommen und die höchste Arbeitslosenrate. Das behaupten nicht Indianer, das beweisen 27 Kongreß-Abgeordnete in einem Bericht an den Präsidenten. Die Zahlen sind gesichert, nicht geschätzt: Die durchschnittliche Lebenserwartung der Indianer liegt bei 45 Jahren, 3 von 5 Kindern sterben im Vorschulalter, 88 Prozent der Bewohner von Reservaten sind arbeitslos. Die US-Regierung hat in den letzten Jahren aus ihrem Sozialetat für Indianer 96 Prozent der Mittel für Wohnungsbau und 82 Prozent der Mittel für die Gesundheitsfürsorge gestrichen.

Für zwei Tonnen Kohle eine Eiswaffel

Ein Eis kostet beim Straßenhändler in New York 35 Cent. Für eine Tonne Kohle, die er auf dem Territorium der Crows fördert, zahlt der Shell-Konzern dem Stamm 17,5 Cent. Was können sich die Crows dafür kaufen? Für zwei Tonnen Kohle eine Eiswaffel. Shell verkauft die Tonne für 12 Dollar.

Noch leben 671 000 Indianer in 268 Reservaten. Diese Ghettos im Ödland, vom Innenministerium verwaltet und kontrolliert, können ihre Bewohner in der Regel nicht ernähren, weil etwa neunzig Prozent des Bodens nicht kultivierbar sind. Aber dieser karge, harte Boden birgt Steinkohle und Uran – über die Hälfte allen Urans zwischen New York und San Francisco. Steinreich müßten die Indianer sein. Aber sie sind am ärmsten.

Um Uran ging es auch, als Coler und Williams am 26. Juni 1975 in Pine Ridge das Haus von Jumping Bull beschossen. An diesem Tag wollte der korrupte Sioux-Häuptling Dick Wilson gegen den erklärten Willen der Stammesmehrheit ein Stück uranhaltiges Indianerland für ein Butterbrot an weiße Unternehmer verschachern. Deshalb kümmerten sich die Gesetzeshüter vom FBI um Pine Ridge, denn ihr Auftrag ist es, den ungestörten Fortgang der Geschäfte zu sichern und den Widerstand der Indianer zu brechen, in Pine Ridge und möglichst überall, an diesem Junitag, möglichst für alle Zeit.

Im Gefängnis hat Leonard Peltier ein Gedicht geschrieben: Ich bin die Stimme der Indianer... Ich bin ein Gefangener des Hasses, der Habsucht, der Lügen, der Vorurteile, der Gleichgültigkeit... Nichts kann mich zum Schweigen bringen... Ich bin die Stimme der Indianer. Man wird mich hören.

Jürgen Jessel

Fotos: ZB (2), D. Steinberg, I. Gritscher („Komsomolskaja Prawda")

IM LESERAUFTRAG

Kürzlich las ich, daß in der Sowjetunion erfahrene Bergsteiger auf Großbaustellen arbeiten – „Schneeleoparden" genannt. Gibt es eigentlich auch in der DDR Bergsteiger, die außer ihrer sportlichen Betätigung andere Aufgaben erfüllen? Oder scheitert das daran, daß bei uns keine solchen Baustellen existieren wie das Tasch-Kumyr-Wasserkraftwerk?

Johannes Heyse,
Greifswald

Immer an der Wand lang

Wir gaben die Frage weiter an Peter Mandel, dessen Pamir-Erfahrungen wir im Heft 22/1985 veröffentlichten.

FW: Auch bei uns sind während der letzten Jahre Männer (und Frauen!) zu sehen, die an Großstadtfassaden herumturnen. Es handelt sich nicht um Einbrecher...

PETER MANDEL: ...und auch nicht darum, daß wir Bergsteiger keine anderen Trainingsmöglichkeiten hätten! Wir nutzen nur unsere speziellen Kenntnisse und technischen Hilfsmittel, um ernsthafte Arbeiten nebenberuflich auszuführen. In den meisten Fällen mit hohem volkswirtschaftlichem Nutzen.

FW: Wann und in welchem Land wurden zum ersten Mal Bergsteiger für technische oder wirtschaftliche Arbeiten herangezogen?

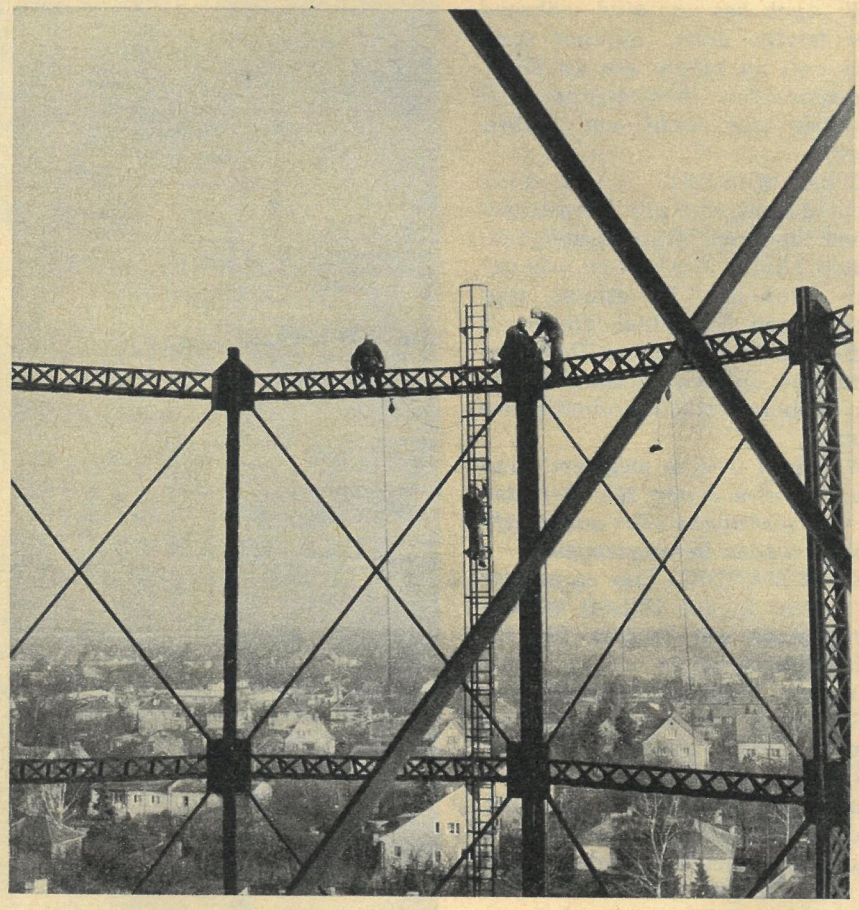
PETER MANDEL: Das ist schwer zu sagen: In der UdSSR werden Bergsteiger seit langem für Erschließungsarbeiten beim Staudammbau eingesetzt. Auch in der ČSSR sind seit Jahren „Technosportler" oder „Technoalpinisten" an Gebäuden tätig. In Budapest ist aus solchen Erfahrungen ein regelrechter Betrieb mit einem breiten Aufgabengebiet entstanden. Auch in der DDR gibt es fast überall, wo Bergsteiger-Sektionen existieren, solche Arbeitsgruppen; also auch in Berlin.

FW: Welche Arbeiten fallen denn in der Hauptstadt für Sie an?

PETER MANDEL: Was vor Jahren mit einfachen Reparaturarbeiten an Dachrinnen und Fallrohren begann, läßt sich heute kaum noch zusammenfassen, weil ständig neue Arbeiten dazukommen. Es reicht von der Fugensanierung mit Morinol oder Thioplast, von der Beseitigung von Gefahrenquellen durch Sturmschäden an Kirchen oder anderen schwer zugänglichen Bauten bis zum Abriß alter Leuchtreklamen oder zur Überholung solcher, die in Betrieb sind. Hinzu kommen Anstricharbeiten in Höfen oder die Reparatur der Flugsicherungs-

An der langen Leine: Von oben her gesichert, reinigen bergsteigerisch geschulte Freiwillige Berliner Fassaden, die ohne ihren Einsatz nur mit aufwendigen Gerüsten erreicht würden, die nun für andere Bauarbeiten zur Verfügung stehen.

Immer an der Wand lang



Die Arbeiten der Technoalpinisten reichen von der Holzsanierung an der alten Dorfkirche in Basdorf (oben links), über den Abriß der Gasometeranlage an der Rennbahnstraße, Berlin-Weißensee (oben Mitte), bis zu Pflegearbeiten für moderne Fassaden in der Leipziger Straße (Foto links).

leuchten, Hindernisbefeuerung genannt. Wir haben Baumbewuchs an Gebäuden zu entfernen oder an den Faultürmen von Großkläranlagen Rohre auszuwechseln. Selbst mit einem Hubschrauber der Interflug haben wir bereits zusammengearbeitet.

FW: Bei unfreundlichem Winterwetter waren in der Berliner Straße der Pariser Kommune kürzlich Technosportler zu sehen. Was war dort zu tun?

PETER MANDEL: Das waren die Sportfreunde Hiller, Bachert und Bender. Sie hatten eine Arbeit fürs nächste Frühjahr an einer großen Werbefläche für unsere Lack- und Farbenindustrie vorzubereiten. Der Zustand der Blechteile mußte beurteilt und Proben vom Untergrund für die Festlegung eines neuen Anstrichs entnommen werden.

FW: Und das bei solchem Wetter?

PETER MANDEL: Jetzt kann man natürlich keine Verfugungs- oder Anstricharbeiten ausführen. Doch mit dem winterlichen Einsatz erhält der jeweilige Betrieb die Möglichkeit, sich langfristig auf die Überholung vorzubereiten.

FW: Wer beauftragt Sie mit welchen Arbeiten?

PETER MANDEL: Wir sind gesuchte Partner wegen unserer relativ kurzfristigen Verfügbarkeit. Das Wohnungsbaukombinat und andere Berliner Großbetriebe, aber auch einzelne Kommunale Wohnungsverwaltungen schließen mit uns Verträge ab. Abgesehen davon, daß bei uns Bergsteigern die unterschiedlichsten Berufe vertreten sind – vom promovierten Wissenschaftler bis zum qualifizierten Facharbeiter – werden von einigen Auftraggebern auch spezielle Qualifizierungen vermittelt. So ist für die Fugensanierung mit Thioplast eine spezielle Einweisung erforderlich. Zehn Sportfreunde mußten einen Brennerpaß erwerben, um einen alten, über 30 Meter hohen Gasometer zu zerlegen!

FW: Weshalb sind Sie denn so gesuchte Partner?

PETER MANDEL: Einige Bauten sind nur mit bergsteigerischen Mitteln zugänglich. In anderen Fällen lohnt sich der Einsatz eines Hubschraubers oder großer Gerüste nicht. Oft ist aber der Zeitfaktor der wesentlichste Gesichtspunkt, wenn die Bergsteiger angefordert werden.

FW: Sie ersetzen mit Ihrer Arbeit aber nicht die Feuerwehr?

PETER MANDEL: Nein, aber nehmen wir ein paar Beispiele. Im Heizkraftwerk Rummelsburg wäre für ein großes Investitionsvorhaben ein Baustopp erforderlich gewesen. Der Bau der Dampferzeuger 5 und 6 sollte unterbrochen werden, weil von einem 150 Meter hohen Schornstein auf dem Baugelände mehrfach kleinere Betonteile abplatzten und die Bauarbeiter gefährdeten. In kürzester Zeit wurde der Schornstein in voller Höhe und rundherum auf Lockermaterial untersucht. Ich habe Bauleiter Seifert vom Heizkraftwerk extra nochmal gefragt: Es war eine Gesamtfläche von 3960 Quadratmetern, die untersucht und abgeklopft wurde! – Ein anderes Beispiel. Im

Das Gerichtsgebäude in der Berliner Littenstraße hatte sich mit Laubschmuck versehen!

Kabelwerk Oberspree war eine 30-kV-Leitung zu verlegen. Bergsteiger zogen das Kabel auf einer Kranbahn unter dem Hallendach. Der Nutzen liegt auf der Hand: Eine so hohe Rüstung aufzustellen, hätte mehrtägigen Produktionsausfall für den ganzen Bereich bedeutet.

FW: Was ist das für ein Gefühl, wenn man auf einem kleinen Brett in 150 Meter Höhe arbeitet?

PETER MANDEL: Naja, so ganz ohne ist das nicht. Wenn Bergsteiger auch selten unter Schwindel oder gar Höhenangst leiden, etwas kribbelt es schon, wenn man in solcher Höhe von der Arbeitsbühne auf ein schaukelndes Brett umsteigt. Zumal sich das Seil durch die Belastung auch noch dehnt! Und selbst höhengewohnte Bauarbeiter haben uns schon gesagt, um keinen Preis der Welt würden sie auf so ein Brett steigen! Der Einsatz hat aber nichts mit Leichtfertigkeit zu tun. Auch jeder Fallschirmspringer kontrolliert vor dem Einsatz sein Gerät gründlich. Genauso werden bei uns die Seilbefestigungen kontrolliert, und es existiert ein zusätzliches Sicherungsseil.

FW: Welche Grenzen sind für solche Arbeiten gesetzt?

PETER MANDEL: Das läßt sich wirklich nur von Fall zu Fall entscheiden. Diese Arbeiten werden fast ausschließlich mit einer speziellen Abseiltechnik durchgeführt, wie sie im Gebirge für Rettungszwecke angewandt wird. Einen Berg besteigt man bekanntlich von unten nach oben, ein Gebäude genau umgekehrt. Und hier müssen zwei Voraussetzungen gegeben sein: Über der eigentlichen Arbeitsstelle muß es eine Möglichkeit geben, um das Seil zu befestigen. Und dieser Befestigungspunkt muß auch mit vertretbarem Aufwand erreichbar sein.

FW: Wann werden wir in Berlin wieder Technoalpinisten bei der Arbeit sehen können?

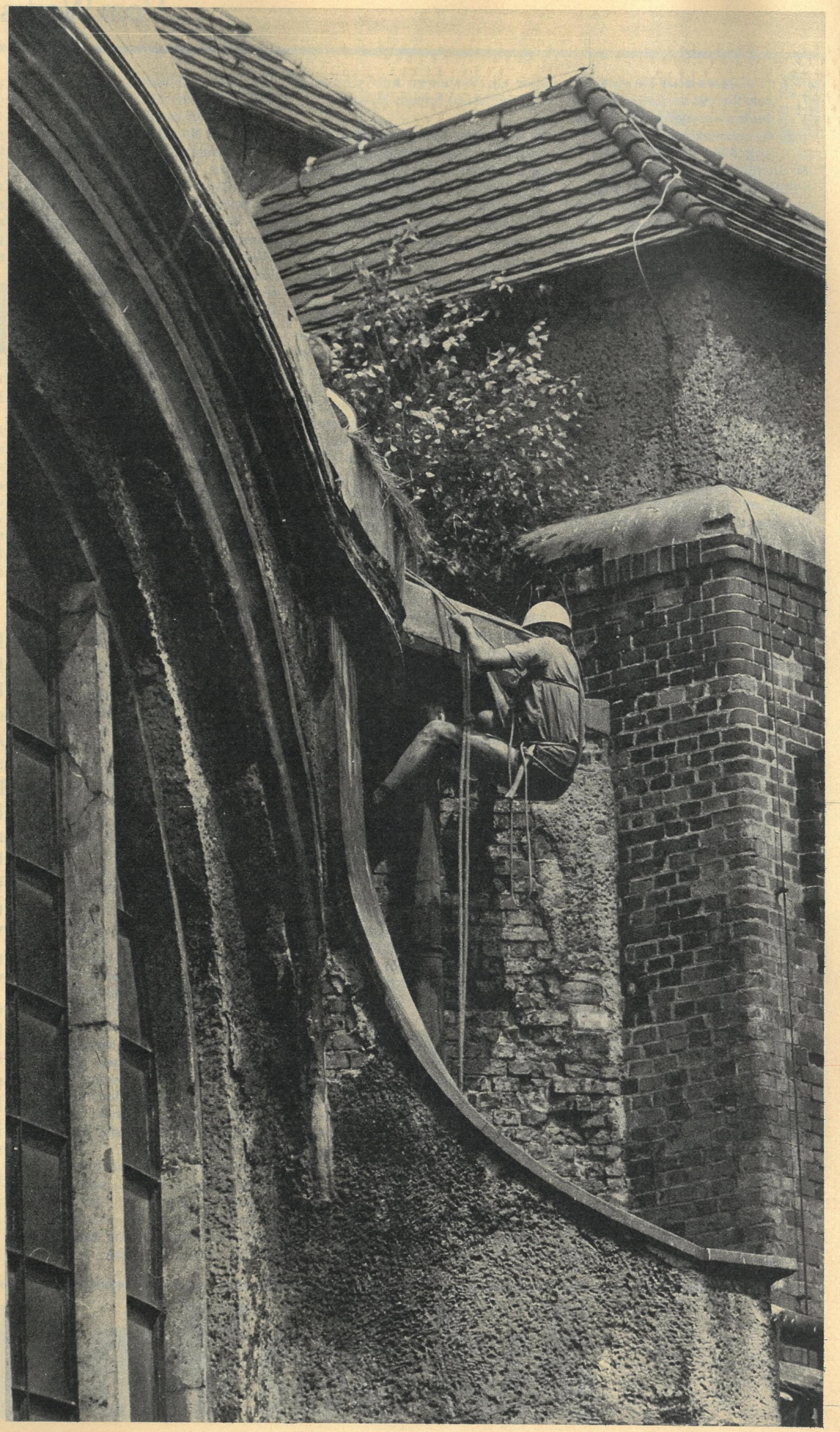
PETER MANDEL: Wahrscheinlich an den Wochenenden des zeitigen Frühjahrs in der Straße der Pariser Kommune, wenn die Einzelteile der Werbefläche demontiert, von uns numeriert und nach der Überholung wieder angebracht werden.

FW: Werden Sie für solche Arbeiten von Ihren jeweiligen Betrieben freigestellt?

PETER MANDEL: Wo denken Sie hin! Für all diese Arbeiten kommen nur unsere Wochenenden oder unsere andere Freizeit in Betracht.

FW: Und was tun Sie im Sommer?

PETER MANDEL: Im Urlaub zieht es uns alle in die Berge!



Fotos: Peter Mandel

Gut 15 Jahre ist es her, daß man Sie mit der Leitung eines deutsch-sowjetischen Spezialistenkollektivs für den Bau der Anlage POLYMIR 50 betraute und Sie für Ihre Arbeit von der UdSSR mit dem Staatspreis ausgezeichnet wurden. Was hat diese Anlage für die Wirtschaft unserer beiden Länder gebracht?

Wenn ich heute einen Plastikbeutel in der Hand halte, denke ich nur noch selten daran, daß ich einmal hautnah dabei war, als wir in knapp fünf Jahren die erste Produktionsanlage nach eigenem Verfahren für Hochdruckpolyethylen, dem Material, aus dem solche Beutel bestehen, sozusagen aus dem Boden stampften. Heute ist Polyethylen aus der Technik kaum noch wegzudenken. Dieser aus Erdöl gewonnene Thermoplast wird in der Bauindustrie als Boden- oder Dachabdichtung benötigt, ebenso für die Isolierung von Kabeln, für Rohre, Folien, im Fahrzeugbau, im Haushalt für Verpackungsmaterial, ja sogar Spielzeug stellt man daraus her.

Die Bezeichnung POLYMIR weist auf den polymeren Charakter des erzeugten Werkstoffs hin. Polymere sind chemische Verbindungen, die unter Energiezufuhr und im Beisein von Katalysatoren aus Einzelmolekülen zu langen Kettenverbindungen aufgebaut werden. Diese neuen Verbindungen haben natürlich ganz andere Eigenschaften als die Ausgangsprodukte. Flexibilität und Festigkeit sowie Zersetzung erst bei über 300 Grad Celsius gehörten zu den Merkmalen dieser Kunststoffe. Die Zahl 50 bezeichnet einfach die Kapazität der ersten, in Nowopolozk, in der Belorussischen SSR errichteten Anlage von 50 Kilotonnen pro Jahr. Unsere später in den Leuna-Werken „Walter Ulbricht" gebaute Produktionsstätte war schon auf 60 Kilotonnen ausgelegt und produziert nach umfassender Intensivierung inzwischen 80 Kilotonnen Polyethylen pro Jahr.

Sicherlich wundert es Sie, daß ich jetzt wieder die kurze Zeit für die Erarbeitung der POLYMIR 50-Anlage hervorhebe. Unsere Volkswirtschaften benötigten das Polyethylen dringend. Hätten wir diese Aufgabe nicht kurzfristig gelöst, wäre nur der kostenaufwendige Import des Verfahrens und der dazugehörigen Anlage geblieben. So aber verfügen die sozialistischen Länder über ein Verfahren mit international anerkannt hohem Niveau.

In unserem Alltag benutzen wir täglich Gegenstände aus Plasten und Elasten. Doch verblüffen uns immer wieder neue Meldungen über bisher nicht für möglich gehaltene Anwendungen. Welcher Trend zeichnet sich hier ab?

Sie denken sicher an den Einsatz von Polyurethan in der Medizin, beispielsweise als Hautersatz, als Biomaterial für künstliche Herzklappen oder die Membranen für die Nierendialyse. Doch diese Spezialfälle machen nicht mal ein Prozent der von der DDR jährlich produzierten 1,2 Millionen Tonnen Plaste und Elaste aus. Für die restlichen 99 Prozent hat auf vielen Gebieten der Einsatz der Plaste – oder sagen wir treffender der polymeren Werkstoffe – erst begonnen. So ist der Flugzeugbau ein wichtiger Bereich, der sich gegenwärtig ganz stark auf die Entwicklung und den Einsatz von Polymeren auswirkt. Eigentlich verständlich, denn hier spielt das Verhältnis von Masse und Leistung eine enorme Rolle. Flugzeugteile aus Kunststoffen könnten bis zu 30 Prozent Energie einsparen. Die große Ersparnis an Energie bringt gleichzeitig höhere Transportmöglichkeiten. Dieser Trend setzt sich im Automobil- und Schiffsbau fort.

In der DDR waren wir ja einmal mit unserem Trabant Vorreiter; wir hätten nicht dabei stehenbleiben sollen. Heute ist man in einigen Ländern so weit, daß man alle Unterbodenteile eines Kraftfahrzeugs und nach und nach auch die Karosserieteile aus polymeren Werkstoffen herstellt, auch Motorteile – das ist keine Illusion. Die Vorteile liegen auf der Hand: besseres Korrosionsverhalten, geringeres spezifisches Gewicht. Allein damit spart man Benzin ein und hebt gleichzeitig die Leistung des Kraftfahrzeugs.

Beeindruckend dieser Trend, dessen Ende ja noch nicht abzusehen ist. Sicherlich wird er seine Fortsetzung in anderen Industriezweigen finden. Welche Barrieren müssen abgebaut werden, um den Polymerwerkstoffen neue Chancen einzuräumen?

In den einzelnen Industriezweigen unserer Wirtschaft erkennt man – so meine ich – die immensen Vorteile der Polymere noch zu wenig. Vor allem schließe ich das daraus, daß es entschieden zu wenig Fachleute für dieses Gebiet in der Industrie gibt. Nur sie sind in der Lage, den Kunststoffen, zum Beispiel auch im Maschinen- und Transportanlagenbau, zum Durchbruch zu verhelfen. Denn der Fortschritt der Plastverarbeitung kommt ja vorwiegend vom Konstrukteur, vom Verarbeiter. Diese Entwicklung, richtig erkannt, führt dann zu entsprechenden Leitungsentscheidungen.

Werkstoffe, zu denen ja die Polymere zählen, sind für die Schlüsseltechnologien unentbehrlich, das wird in allen Parteibeschlüssen immer wieder betont. Sie müssen daher vorrangig entwickelt werden.

Ihr Dresdner Institut beschäftigt sich mit der Optimierung polymerer Werkstoffe. Welche technisch und ökonomisch vorteilhaften Lösungen fanden die Wissenschaftler und ihre Industriepartner?

Zunächst einmal sei gesagt, daß die DDR bereits über eine breite Palette von Polymerwerkstoffen verfügt, die – wie wir meinen – noch nicht ausreichend genutzt wird. Wir sollten erst dann neue Polymere entwickeln, wenn die wirksameren Kombinationen der vorhandenen Werkstoffe ausgeschöpft sind. Zu unseren Parteitagsvorhaben zählt zum Beispiel die Herstellung neuer Polymerverbunde und verstärkter Polymere. Der Trick bei diesen Verbunden besteht darin, daß die meist nicht miteinander mischbaren Kunststoffe an ihren Grenzflächen so verträglich miteinander gemacht werden, daß Verbindungen mit speziellen, neuen Eigenschaften entstehen.

Bei den verstärkten Polymeren werden Glasfasern, Kohlenstofffasern oder andere hochfeste Substanzen in die Polymermatrix eingelagert, um hochbeanspruchte Teile beispielsweise für den Fahrzeugbau, Maschinenbau oder den Schiffsbau daraus herzustellen. Ohne die theoretischen Erkenntnisse unserer Wissenschaftler und deren praktische Versuche kämen solche Polymerverbunde und verstärkten Polymere wohl kaum bis zur Produktionsreife.

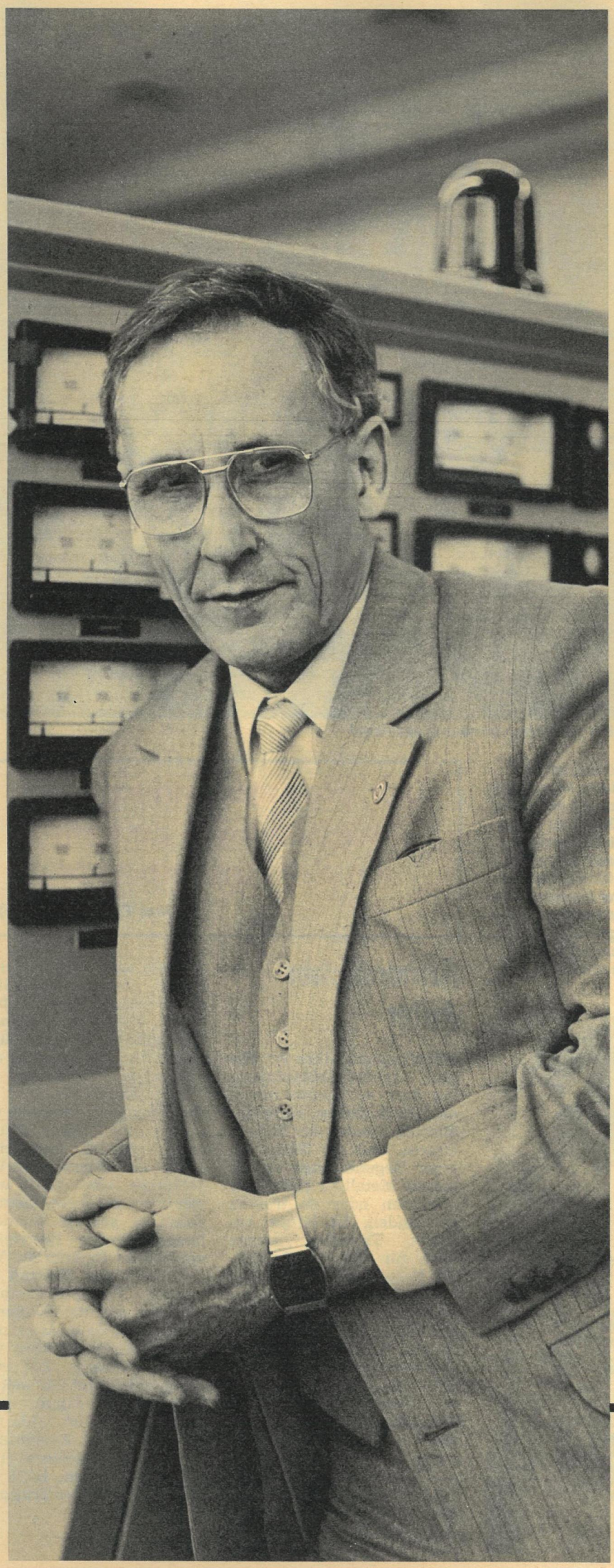
Doch nun einige konkrete Forschungsergebnisse: Mit dem Kombinat LEW in Hennigsdorf entwickelten wir ein neues Leiterplattenmaterial für die Mikroelektronik. Auf ihm lassen sich entschieden mehr Informationen speichern als bisher. Weiterhin legten wir beachtenswerte Ergebnisse für die Herstellung von Dichtungsplatten vor, die im Maschinen- und Chemieanlagenbau die Haltbarkeit dieser Teile erhöhen. Insgesamt sind heute 60 Prozent unserer Forschungskapazität mit der Industrie gebunden und werden von ihr finanziert.

Diese Forschungsarbeiten zielen darauf ab, den Gebrauchswert der Plaste und Elaste ständig zu erhöhen. Deshalb schenken die Chemiker – auch international – der Veredlung von Polymeren so große Beachtung.

Das ist richtig. Das Neueste, was auf diesem Gebiet existiert, ist die sogenannte IPN-Technik (interpenetraiting networks). Hierbei durchdringen sich zwei Polymere, wobei das zweite aus den Bestandteilen aufgebaut ist, die im ersten Polymer gelöst sind. Mit Hilfe dieser Technik ist eine Vielzahl von

Professor Dr. Manfred Rätzsch ist Direktor des Instituts für Technologie der Hochpolymere der Akademie der Wissenschaften der DDR in Dresden. Der mit dem Nationalpreis der DDR und dem Staatspreis der UdSSR ausgezeichnete Wissenschaftler verfügt über etwa 150 Patente. Viele seiner Erfindungen und Patente betreffen die Verfahren zur Hochdruckpolymerisation. Professor Rätzsch war nach seinem Chemiestudium in Greifswald und Leipzig lange Jahre in der Industrie, in den Leuna-Werken „Walter Ulbricht", tätig. Seit 1984 ist Professor Rätzsch Mitglied des Forschungsrates der DDR.

Auf ein Wort, Herr



Kombinationen möglich, die zu solch großartigen Verbesserungen führt, daß man aufgrund der völlig neuen Eigenschaften geradezu von einer neuen Kunststoffgeneration sprechen kann. Ein Beispiel für die Anwendung der IPN-Technik ist die Kombination eines sehr harten und spröden Plastes aus Polyamid mit gummiartigen Polysilikonen; der Vorteil: wesentlich geringere Wasseraufnahmefähigkeit und damit geringere Schrumpfung. Der neue Werkstoff ist sehr gut geeignet für die Produktion von Präzisionsteilen im Maschinenbau.

Sie umrissen Ihr Forschungskonzept für das Polymergebiet einmal mit den Worten „Vom Werkstoff zum Wirkstoff". Können Sie erläutern, was das bedeutet?

Einfach gesagt: alle dem Polymer innewohnenden Möglichkeiten umfassend zu nutzen. Am besten dazu ein Beispiel – die Herstellung von Fotomaterial auf Polymer- statt auf herkömmlicher Silberbasis. Durch die Lösung dieses Problems könnte ein wertvoller Rohstoff anderen Zwecken zugeführt werden. Bei den Fotomaterialien gibt es unterschiedliche Möglichkeiten. Ein Weg wäre ein neues Kopierverfahren über die durch Licht ausgelöste Polymerreaktionen. Dabei läßt sich in einem Arbeitsgang ein Bild sichtbar machen und zugleich fixieren. Das aufwendige Fixierbad mit seinen „Tücken" entfällt also. Ein zweiter Weg wäre der über die Elektrofotografie. Hierbei wird durch ein Polymer, dessen elektrische Leitfähigkeit im Licht höher als im Dunkeln ist, erreicht, daß Bilder aufgezeichnet werden. Ähnlich der Telegrafie können diese Bilder mit Hilfe elektromagnetischer Wellen aus großer Ferne übertragen werden.

Die Fotomaterialien auf Polymerbasis ersetzen nicht nur das herkömmliche Silber, sondern führen auch zu einem hochmodernen Verfahren. Wir arbeiten gemeinsam mit der Filmfabrik Orwo Wolfen an der Entwicklung dieser Verfahren. Aus diesem Beispiel wird sichtbar, daß Polymerwirkungen, genutzt, zu großartigen Möglichkeiten führen.

In breiter Front arbeiten Wissenschaftler sozialistischer Länder an den von Ihnen beschriebenen zukunftsträchtigen Polymerverbunden. Wie ist die Zusammenarbeit dabei zwischen dem Dresdner Institut und Partnereinrichtungen in der Sowjetunion?

Die Polymerverbunde, das versuchte ich zu verdeutlichen, verfügen über für Kunststoffe ungewöhnliche Eigenschaften. Durch die Kopplung von anorganischen oder organischen Verstärkungsmaterialien und Polymer können beispielsweise Festigkeiten von Stahl erreicht werden. Erst das ermöglichte ja, Materialien für die moderne Kosmosforschung herzustellen. Heute gibt es Plastwerkstoffe, das sind kohlenstoffverstärkte Spezialharze, die Temperaturen bis zu 600 Grad Celsius aushalten, wo man doch bis vor kurzem noch 400 Grad Celsius als die „magische Temperaturgrenze" für Polymere ansah. Sprödigkeit (wir Fachleute nennen es Fließneigung) ist nicht mehr typische Eigenschaft dieser Werkstoffe. Von der Korrosionsstabilität sprach ich schon. Kein Wunder also, daß sich die Wissenschaftler unserer Länder zum Gegenstand ihrer Kooperation gerade die so „trächtigen" Polymerverbunde wählten. Unsere Partner dafür arbeiten vor allem im Institut für chemische Physik und im Institut für physikalische Chemie in Moskau und im Institut für Makromolekulare Chemie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Kiew. Eingebunden sind wir über unsere Industriepartner, den VEB Chemische Werke Buna, in ein Regierungsabkommen mit der Sowjetunion, das auch die Einführung von Verbunden aus Füllstoffen mit Polymeren zum Inhalt hat. Verbunden sind wir auch nach wie vor mit jenem Leningrader Institut, mit dem wir vor 15 Jahren am Regierungsabkommen POLYMIR 50 arbeiteten. Jetzt heißt unser gemeinsamer Gegenstand – Polymerverbunde. Die dortigen Arbeiten haben einen sehr hohen Stand erreicht. Weil wir die Ergebnisse der sowjetischen Fachkollegen sehr schätzen, ist fast ständig einer meiner Mitarbeiter dort tätig. In diesem Jahr werde ich wieder diese Institute besuchen und gemeinsam mit den Direktoren beraten, wie wir aus unserer Arbeit die besten Lösungen für die Volkswirtschaft beider Länder ableiten können.

Das Gespräch führte
Sonnhild Kutschmar

Foto: Gerhard Kiesling

Professor!

FREIE WELT

„Tourist" auf Touren

Zu Jahresbeginn kündigte der VEB Tourist Verlag seine Neu- und Nachauflagen an. Etwa 100 Titel in mehr als fünf Millionen Exemplaren Auflage, sieben Erstauflagen. Der Verlag steuert bereits mit Hochtouren das Berlin-Jubiläum an: erneuerter Stadtplan, ganz neuer eigener Übersichtsplan für die Innenstadt; Stadtführeratlas Berlin, Buchplan Berlin, „Durch Berlin zu Fuß" in Nachauflagen. Speziellen Interessen kommt entgegen „Berlin – Baumeister und Bauten", eine erste geschlossene Darstellung von Stadt- und Baugeschichte, Geschichten um Bauten und Baumeister. Erfreulich der ausführliche „Autoroutenatlas ČSSR" oder die „Autokarte Ungarn". Und mit sowjetischer Unterstützung wird ein Stadtplan von Moskau vorbereitet!

tourist

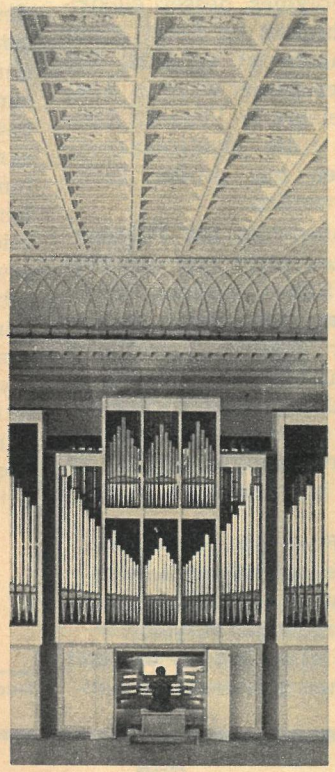
Zug um Zug

Wie lang sind eigentlich Touristenzüge, die das Reisebüro empfiehlt, wie wird man beköstigt, was ist an den Zielorten zu erleben?
Helga Walter, Warnemünde

Diese traditionellen „Boten der Freundschaft" verfügen über zwölf Schlafwagen der 2. Klasse mit 4-Bett-Abteilen für insgesamt 420 Personen. In Brest kommen die sowjetischen Speisewagen hinzu, in denen Sie alle Mahlzeiten während der Fahrt einnehmen können. (Bis Brest stellt die Mitropa Beköstigungsbeutel bereit.)
Während des Stadtaufenthaltes wohnen Sie in Hotels der Kategorie I. Dort werden Sie in aller Regel auch essen können; reicht die Küchenkapazität nicht aus, dann wird ein anderes Restaurant für Ihr leibliches Wohl sorgen.
Das Programm in den einzelnen Städten geht von Stadtrundfahrten über die Besichtigung regionaler Sehenswürdigkeiten bis zu einem Kulturprogramm (Oper, Ballett, Konzert oder Zirkus), ist allerdings auch jahreszeitlich bedingt. In

Papa, der Koffer will schon ohne uns abreisen!

Orgelklang an der Wolga



Was wie eine Renaissance-Kirche aussieht, ist das Konservatorium der Wolga-Stadt Saratow. Seit dem letzten Halbjahr gibt es dort fakultativen Orgelunterricht.

Denn im Oktobersaal des Konservatoriums wurde von der international bekannten Potsdamer Orgelbau-Firma Sauer ein solches Instrument aufgebaut. Ein völlig neuer Klang für das Saratower Staatliche Konservatorium, das den Namen L. W. Sobinow trägt, nach dem großen lyrischen Tenor des Bolschoi von einst.

Der Wegreisende glaubt stets weiter zu sein als der Dableibende.

Jean Paul (1763–1825)

Armenischer Adler

Neunhundert Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung lag dort, wo heute Armenien zu finden ist, einer der ältesten Staaten der Erde – Urartu. Daß die Menschen jener Gegend lange vorher bereits Metall zu gießen, zu ziselieren oder zu treiben verstanden, ist längst bekannt. Trotzdem waren auch für die Archäologen der Universität Jerewan die Ergebnisse ihrer Ausgrabung in Werin-Nawer am Südhang ihres höchsten Berges Aragaz für etliche Überraschungen gut. Akop Simonjan, der Leiter der Grabungsgruppe (rechtes Foto, Mitte) fand in einer Höhe von 1000 Metern auf mehr als 100 Hektar eine Art Totenstadt. Aus den seit 1975 bereits erschlossenen 300 Grabhügeln kamen Tongefäße zutage, Pfeilspitzen aus Bergkristall, ganze Kolliers, aber auch einzelne Perlen aus Karneol, Glas und Fayence. Die türkisfarbenen, weißen oder grünen Glasperlen weisen auf frühe Handelsbeziehungen der armenischen Vorfahren zu Mesopotamien hin.
Das besondere Interesse erregten ein Adler (Foto rechts außen) und eine Taube aus Bronze. Die Vogelkörper sind hohl, und wenn sie auf ihren kleinen Ständern gedreht werden, lassen winzige Bronzekügelchen im Inneren die Vögel wie kleine Glocken erklingen. Vermutlich stammen sie aus der jüngeren Bronzezeit, die in Armenien bis ins 11. Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung andauerte! Für welche Zwecke die Figuren gedacht waren, ist noch unklar. Weitere Ausgrabungen werden weitere Aufschlüsse bringen, hofft Simonjan mit seiner Truppe.

Fotos: APN, Archiv, P. Meißner, J. Nabjatow, B. Nemrut/TASS, Texte und Informationen: Tourist-Verlag, Jugendtourist, Karl-Heinz Gummich, Redaktion: Dieter Heimlich

Leningrad führt eine Exkursion oft zum Schloß Petrodworez, von Minsk aus nach Chatyn... Wenn Ihr Betrieb oder unsere Freundschaftsgesellschaft einen ganzen Zug gechartert haben, werden Sie Freundschaftstreffen oder Besuche in Betrieben, an denen Sie interessiert sind, erleben können.

Berg-und-Tal-Fahrt

Ende Juli fahre ich auf der Route Berlin-Minsk-Dombai nach Sotschi. Was kann ich für ein Programm erwarten?
Heike Stiller, Frankfurt/O.

Diese kombinierte Reise dauert 15 Tage. In Minsk ist kein Programm vorbereitet. Dies ist nur ein Transitort mit einer Übernachtung. Von dort aus fliegen Sie weiter nach Mineralnyje Wody. Nach Dombai werden Sie mit dem Autobus gebracht. Unter den herrlichen, riesigen Tannen und Fichten des Kaukasus-Ortes verbringen Sie den 3. bis zum 8. Tag. Spaziergänge zur Amanus-Schlucht oder zum Gletscher Alibek stehen auf dem Programm. Eine weitere Fußwanderung führt zum Muchin-Paß. Ein Stück des Weges können Sie mit dem Bus zurücklegen. Alle diese Wanderrouten sind zwar auch von Menschen zu bewältigen, die kein Touristik-Training besitzen, aber an festes Schuhwerk sollten Sie vor der Abreise denken!
Wenn Sie an der Exkursion nach Musa Atschitara teilnehmen möchten, steht Ihnen der Sessellift zur Verfügung.
Vom 10. bis zum 15. Tag bleiben Sie in Sotschi. Dort können Sie sich mit dem Baden zufrieden geben. Sie haben allerdings auch die Möglichkeit, auf den Berg Achun zu klettern, den Blick über die Berge zu genießen, den reizvollen Rizasee zu besuchen oder mit dem Bus nach Pizunda zu fahren. Dieser Ort ist wohl mit dem mildesten subtropischen Klima der ganzen Schwarzmeerküste beschert worden!

Grenzfälle?

In den Informationen des Reisebüros der DDR werden im europäischen Raum der Sowjetunion Mehrstädte-Reisen angeboten: nach Tbilissi – Jerewan – Baku. Nun liegen diese Orte bekanntlich in Asien und nicht in Europa, genauso wie die Orte des gesamten Kaukasus-Gebietes, einschließlich der Badeorte von Sotschi bis Batumi. Mich interessiert, was das Reisebüro zu dieser irreführenden Angabe veranlaßt hat!
H. Brinkmann, 1136 Berlin

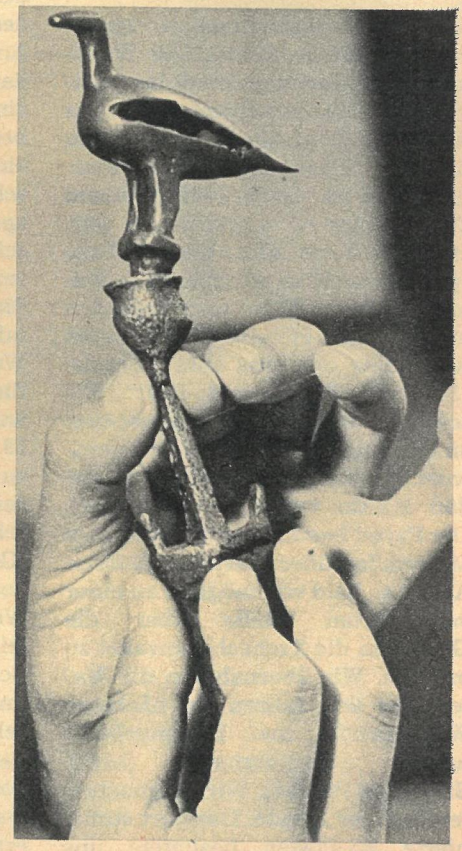
Von der Redaktion der Zeitschrift „Reisen in die UdSSR" erfuhren wir dazu: Zwischen Europa und Asien gibt es keine juristische Grenze. Die geographische Grenze wird von den östlichen Ausläufern des Ural, entlang der Flüsse Emba, Kuma und Manytsch, sowie durch das Kaspische Meer, das Schwarze und das Marmara-Meer, den Bosporus und die Dardanellen markiert.
Wie FREIE WELT bereits im Heft 26/1985 unter dem Hinweis auf Auskünfte der Sektion Geographie der Humboldt-Universität mitteilte, war eine juristische Grenze zwischen beiden Erdteilen nie notwendig. Dennoch möchten einige Leser erfahren: Wie messen Geographen Höhen von Bergen oder die Oberfläche eines Landes. Wir kommen in einer der nächsten Ausgaben mit einem Interview darauf zurück!

In 30 Länder

In mehr als dreißig Länder der Erde entsendet das Reisebüro der FDJ Jugendtourist seine Gäste. Damit nimmt es unter den gleichartigen Einrichtungen auf der Welt einen Spitzenplatz ein. Wenn sich auch herumgesprochen haben dürfte, welche attraktiven Auslandsreisen Jugendtourist über die Grundorganisationen anbietet, bleibt der Schwerpunkt aller Bemühungen das Inland: Gut und gerne zwei Millionen junge Leute wandern oder reisen per Schiene, Motorrad oder Raddampfer jedes Jahr mit JT. Von 1976 an hat das Reisebüro seine Teilnehmerziffern verdoppelt, bis 1990 (!) hat es sich eine nochmalige Verdoppelung vorgenommen. Gesagt werden muß, daß der Preis für Jugendtourist-Reisen nur einen Bruchteil der tatsächlichen Kosten ausmacht! So entsendet Jugendtourist Freundschaftszüge in die Sowjetunion für Lehrlinge oder Schüler zu nur einem Drittel der Gestehungskosten. Nicht nur Mitglieder des Jugendverbandes bekommen die Chance, dort mitzufahren.

Die andere Seite, der aufnehmende Reiseverkehr aus vielen Ländern, wird von den über 40 000 ehrenamtlichen Helfern bewerkstelligt, die als Reiseleiter oder Dolmetscher die auswärtigen DDR-Besucher betreuen. Das Reisebüro der FDJ besitzt keine eigenen Einrichtungen, hat also für solcherlei „Personal" auch keine Planstellen. Jugendherbergen, Campingplätze und Jugendhotels sind staatlicher Besitz. Die JT-Gäste nutzen sie lediglich, darunter allein 60 000 UdSSR-Besucher bisher!

JT hat sich geändert. Nicht jeder wußte, was JT heißt. Das Zeichen, das nun auch über Jugendherbergen, Jugendhotels oder Campingplätzen der FDJ hängen wird, weist den vollen Namen aus: Reisebüro der FDJ – Jugendtourist – DDR.



Sie ist die jüngste von sieben Pfarrerskindern. In humanistischem Geist erzogen, schärfte sich bald der Blick der jungen Marie Torhorst für soziale Ungerechtigkeit, für den Charakter der Gesellschaft, in die sie hineinwuchs. Mit Staatsexamen und Doktortitel beendet sie ihr Studium der Mathematik, Physik und Geographie. Jungen Menschen ihr Wissen zu vermitteln und ihnen den Weg ins Leben zu bahnen – das war ihr Ziel. Als erster weiblicher Minister wirkte sie nach dem Krieg in Weimar, hohe Auszeichnungen wurden ihr zuteil: Verdienter Lehrer des Volkes, Karl-Marx-Orden, Ehrenspange zum Vaterländischen Verdienstorden in Gold. Mit 92 Jahren begann Professor Dr. Marie Torhorst ihre Erinnerungen niederzuschreiben. Wenn sie in diesem Jahr im Dietz Verlag erscheinen, hat sie ihr 97. Lebensjahr vollendet.

Anfang 1935 war Genosse Martin Schmidt von Düsseldorf nach Berlin versetzt worden. Er besuchte mich; er war der neue Verbindungsmann zur KPD. Martin schlug mir vor, ich solle mich an Kursen in der Deutschen Hochschule für Politik am Werderschen Markt beteiligen und mich dazu bei dem Publizisten Cleinow melden, der dort als „Ostexperte" tätig war. Er sei kein Nazi, selbstverständlich auch kein progressiver Mann. Er würde gewiß meinen Wunsch erfüllen, weil ich durch meinen mehrmonatigen Studienaufenthalt in Moskau Erfahrungen über die Sowjetunion gesammelt hatte. Cleinow begrüßte meine Bereitschaft zur Mitarbeit und bat mich, in seinem Seminar Vorträge über das „russische" Schulwesen zu halten.

Ich lernte in der Hochschule junge Nazifunktionäre kennen, die sich auf etwaige spätere „Ostaufträge" vorbereiten sollten. Cleinow betonte in seinen Vorlesungen immer wieder, daß jeder, der einmal im Osten tätig werden wolle, sich über die dortigen Zustände genauestens informieren müsse. Meine Hauptaufgabe bestand darin, Gespräche mit den Studenten zu führen, ihre Meinungen zu hören und Martin darüber zu berichten. Auf Einzelheiten besinne ich mich nicht mehr. Eines ist mir heute völlig klar: Die Hochschule für Politik spielte in der politischen Strategie des deutschen Monopolkapitals gegenüber der Sowjetunion eine bedeutende Rolle, und ohne Zweifel ist sie eine der Keimzellen für die antikommunistische „Politologie" und „Ostforschung" gewesen. Es spricht für die politische Weitsicht der KPD, daß sie diese Funktion der Hochschule offenbar frühzeitig erkannt und deren Tätigkeit analysiert hat.

Fahrt über die Grenze

Ich hatte inzwischen meine ehemalige Bremer Schülerin Ilse Wagemann mit Martin Schmidt bekanntgemacht. Sie betrachtete sich schon längst als Genossin und übernahm wichtige Schreibarbeiten für Martin. Als er im Herbst 1935 zu einem Treff mit ihr nicht erschienen war, erschraken wir sehr. Wenige Tage später besuchten wir abends in Wilmersdorf ein Kino und befanden uns auf dem Heimweg. Da hörten wir hinter uns eine leise Stimme: „Seid ihr Marie und Ilse?" Wir schauten uns um und entdeckten einen Mann, der uns vertrauenswürdig erschien. Er berichtete uns, daß Martin verhaftet worden sei. Die Partei beauftrage uns, wichtige Materialien über Martins politische Arbeit so bald wie möglich an einer vereinbarten Stelle über die Grenze in die Tschechoslowakei zu bringen. Wir übernahmen die Materialien und fuhren am nächsten Wochenende ins Riesengebirge nach Schreiberhau (heute Szklarska Poręba). Wir übernachteten in einer Baude. Der dort stationierte SS-Posten beachtete uns zwei Frauen nicht. Ich begleitete Ilse bis zu der vereinbarten Grenzstelle und wartete auf ihre Rückkehr. Sie hatte auf der anderen Seite alle Dokumente einem KPD-Genossen übergeben können.

Martin war wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" verurteilt worden, infolge der inzwischen verschärften Strafbestimmungen zu zehn Jahren, die er bis zum Jahre 1945 im Zuchthaus Brandenburg verbracht hat.

Als ehemaliger kaufmännischer Angestellter wurde er in der Verwaltung des Zuchthauses beschäftigt. Die Beamten waren über die Entlastung von eigener Arbeit erfreut. Sogar Einblick in die Häftlingskartei war ihm möglich.

In den letzten Kriegsjahren wurden in den Zuchthäusern wegen des Arbeitskräftemangels Werkstätten unter Leitung von dienstverpflichteten Handwerksmeistern eingerichtet. In Brandenburg leitete der Tischlermeister Schwichtenberg, Mitglied der illegalen Brandenburger SPD-Organisation, eine solche Werkstatt. Das machte sich Martin zunutze. Durch Vermittlung des Genossen Schwichtenberg konnten wir regelmäßig mit Martin korrespondieren. Das ging sogar so weit, daß Martin mich eines Tages brieflich bat, ich möge ihm doch die Paßfotos von einigen meiner ehemaligen Schülerinnen schicken, die politisch zuverlässig seien. Es gebe nämlich unter den Häftlingen einige, die keinen Kontakt zur Außenwelt hätten. Er möchte ihnen zu „Schreibebräuten" verhelfen. Das Unternehmen gelang. Artur Mannbars Schreibebraut war Hildegard Venz, die nach der Befreiung im Jahre 1945 seine Frau wurde. (Artur Mannbar war zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt worden. Nach dem Krieg wurde er Chefredakteur des Berliner Rundfunks – d. Red.)

Anfang 1944 teilte Martin mir mit, daß er am 19. April in der Kantine eines Brandenburger Metallbetriebes mit der Ausschmückung für eine Feier zu Hitlers Geburtstag beschäftigt sei. Dort könne Ilse ihn sprechen, und er habe eine Überraschung für uns. Der Aufsichtführende – das war übrigens einer der dienstverpflichteten Meister – sei informiert und einverstanden. Welch große Überraschung Martin für uns vorbereitet hatte, erfuhren wir noch nicht. Am Abend des 19. April kam Ilse mit drei Paketen zu mir zurück. Das war eine Überraschung! Die Tischlerwerkstatt schickte uns zwölf handgefertigte Kleiderbügel – ein Exemplar davon besitze ich noch heute. Von der Weberei bekamen wir zwölf grobleinene Handtücher, und die Schuhmacher hatten für jeden von uns ein paar maßgerechte Halbschuhe angefertigt. Die Maße dafür hatte Martin einige Wochen zuvor von uns angefordert.

Das mag heute alles phantastisch erscheinen. Aber man muß die damalige Situation beachten: Einerseits verstärkte sich zum Kriegsende der grausame Amoklauf der Faschisten gegen alle Antifaschisten und insbesondere gegen die Kommunisten, andererseits gab es bis in die Wachmannschaften hinein einzelne, die sich rückversichern wollten, weil sie spürten, daß dieser Krieg nicht zu gewinnen war. Sie waren es, die den Häftlingen begrenzte Erleichterungen in der Hoffnung gewährten, man würde in den später zu erwartenden Strafprozessen möglicherweise Gutes über sie aussagen.

Ich hatte die 1933 begonnene Arbeit als Küchenhilfe bereits ein Jahr später aufgegeben, nachdem sich mein Gesundheitszustand gebessert hatte. Ich meldete mich beim Arbeitsamt, Abteilung Wisokü (für Wissenschaftler, Sozialarbeiter und Künstler). Die Leiterin dieser Abteilung, Frau Dr. Nothnagel, verschaffte mir eine Stelle als Sprechstundenhilfe im Hygienischen Institut der Universität. Dort war ich in den Jahren 1934 und 1935 beschäftigt. Mein unmittelbarer Vorgesetzter war Dr. Hoske, Mitglied der NSDAP, seine Assistentin die junge Ärztin Dr. Elfriede Paul. Als ich sie im Jahre 1947 in Berlin wiedersah, stellten wir zu unserer Überraschung fest, daß wir uns beide damals im Hygienischen Institut erstaunlich gut getarnt hatten. Sie war nämlich Mitglied der antifaschistischen Widerstandsorganisation Schulze-Boysen/Harnack.

Ab Oktober 1937 benutzte ich einige arbeitsfreie Monate dazu, an Ausbildungskursen des Roten Kreuzes teilzunehmen, und ich wurde Mitglied der Arbeitsfront. In Neukölln veranlaßte ich einige Jungsozialisten, ebenfalls in die Arbeitsfront einzutreten und mit mir gemeinsam in abendlichen Weiterbildungskursen mitzuarbeiten. Anschließend würden wir uns dann mit anderen Kursusteilnehmern, die, wie ich bereits festgestellt hatte, fast alle Mitglieder der NSDAP waren, in Bars oder Cafés treffen, um mit ihnen zu diskutieren. Natürlich dürften wir unter keinen Umständen zu erkennen geben, daß wir uns kannten.

Einlieferung ins Straflager

An den Litfaßsäulen erschienen in immer kürzeren Zeitabständen große, auffallende Plakate mit den Namen der von der Hitlerjustiz zum Tode verurteilten und hingerichteten Antifaschisten – meist waren es Kommunisten.

Das Arbeitsamt hatte mir im Frühjahr 1939 eine neue Beschäftigung vermittelt, und zwar im Archiv der Deutschen Gesellschaft für Betriebswirtschaft in der Lietzenburger Straße. Dort erlebte ich am 1. September 1939 den Beginn des zweiten Weltkrieges, der auf Befehl Hitlers durch den Überfall auf Polen eingeleitet wurde.

Vom verbrecherischen Überfall der Hitlerwehrmacht auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 – das war ein Sonntag – erfuhr ich aus dem Lautsprecher eines Gasthauses, als ich mich mit einigen Genossen frühmorgens auf einer Bootsfahrt in der Nähe von Erkner befand. Voller Entsetzen kehrten wir sofort nach Berlin zurück, um den Moskauer Sender einzuschalten.

Auch unsere Genossen im Zuchthaus Brandenburg konnten sich ständig informieren, und zwar mit Hilfe von insgeheim selbstgebastelten und sorgsam versteckten Apparaten.

Nachdem wir erfahren hatten, daß Moskau, das Zentrum der Sowjetmacht, nicht bezwungen werden konnte, wuchs unsere Zuversicht, daß es Hitler niemals gelingen würde, die Sowjetunion, den ersten und damals einzigen sozialistischen Staat der Welt, zu besiegen.

Im Herbst 1943 wurde meine Tätigkeit für einige Monate unterbrochen. Ich wurde in ein Strafarbeitslager eingeliefert. Das geschah aus folgendem Grunde: Ein mir bekannter Teilnehmer an den Arbeiter-Abiturienten-Kursen in Neukölln brachte mir Anfang 1943 meinen früheren Schüler, den jüdischen Jungkommunisten Heinz Wolf, mit der Bitte, ihn vorübergehend bei mir zu verstecken. Er würde ihn bald wieder abholen. Eine illegale Gruppe habe die Möglichkeit, Genossen Wolf ins Ausland zu bringen. Heinz Wolf wohnte bei mir in dem sogenannten halben Zimmer. Er durfte bei Fliegeralarm nicht mit in den Luftschutzkeller gehen, denn seine Anwesenheit mußte vor den übrigen Etagenbewohnern verheimlicht werden.

Nach einiger Zeit wurde mein

Marie Torhorst als Rotkreuzschwester 1940 in Berlin

Geschenke aus dem Zuchthaus

Schützling wieder abgeholt und zu seiner Mutter gebracht, die inzwischen bei einer Laubenbesitzerin in Falkensee versteckt worden war. Ich habe die beiden noch mehrmals besucht, um ihnen Lebensmittel zu bringen. Im Spätsommer 1943 wurde ich zur Gestapo vorgeladen, diesmal in die Burgstraße 27. Ich konnte damals nicht ahnen, daß ich nach 1945 in diesem Haus, in dem die Gestapo grausame Verhöre durchführte, einmal arbeiten würde. In der Burgstraße 27 wurde 1949 das Deutsche Pädagogische Zentralinstitut gegründet, und ich feierte als Mitarbeiterin des DPZI Wiedersehen mit den Räumen, in denen ich 1943 verhaftet und vernommen worden war.

Der Gestapobeamte legte mir während der Vernehmung ein Protokoll vor, das von einem mir bekannten Genossen unterschrieben war. Im Protokoll wurde, den Tatsachen entsprechend, mitgeteilt, daß ich in meiner Wohnung einen jüdischen Kommunisten versteckt gehalten hatte. Das zu leugnen, erschien mir zwecklos. Aber es gelang mir, den jungen Beamten davon zu überzeugen, daß nicht etwa politische Motive, sondern lediglich menschliches Mitgefühl mich dazu bewogen habe, den jungen Heinz Wolf vor der Einweisung in ein Lager zu bewahren. Sicherlich war das gegenüber der Gestapo ein naives Argument, aber mir fiel etwas Besseres in dieser Situation nicht ein, und offensichtlich hatte ich auch Glück, daß es nicht zu schlimmeren Repressalien kam. Jedenfalls gelang es mir zu verhindern, daß mir politische Gründe für meine Handlung nachgewiesen werden konnten.

Mutter und Sohn Wolf waren mit ihrer Wirtin in Falkensee verhaftet worden. Die Mutter hat sich im Gefängnis am Alexanderplatz aus einem oberen Stockwerk auf den Hof gestürzt und war tot. Heinz Wolf wurde von der Gestapo ermordet.

Der Beamte erklärte, er müsse mich verhaften und einige Monate in ein Strafarbeitslager einweisen lassen. Er fügte wörtlich hinzu: „Ich versichere Ihnen, nach Beendigung der Lagerhaft erhalten Sie von mir Ihren Entlassungsschein."

In der Grünen Minna wurde ich von der Burgstraße zum Gefängnis am Alexanderplatz gebracht. Ilse Wagemann, die mich begleitet hatte, erhielt die Erlaubnis, mir alles Notwendige ins Gefängnis zu bringen. Ich kam in eine Einzelzelle und blieb dort, bis der Transport für das Lager zusammengestellt worden war. An Schlaf war wegen des vielen Ungeziefers kaum zu denken. Am Tage konnte ich den Fußboden und die Wände ein wenig säubern. Dabei erlebte ich eine Überraschung: An den Wänden entdeckte ich russische Buchstaben, die offenbar von einem sowjetischen Häftling mit einem Löffelstiel eingeritzt worden waren. Beim Zusammenfügen der Buchstaben entstanden fünf Strophen eines schwermütigen lyrischen Gedichts. Ich lernte es auswendig und wiederholte es ständig, das verkürzte mir die zwei Wochen bis zum Abtransport ins Lager. Trotz aller Strapazen war ich von Stolz erfüllt, fühlte ich mich der großen Gemeinschaft aller Genossen zugehörig, die für ihre politische Überzeugung gemaßregelt wurden. Wie viele Tausende hatten schon ihr Leben hingeben müssen!

Begegnung über Lermontow

Im Lager 21 in Hallendorf bei Watenstedt, in der Nähe von Braunschweig – übrigens in unmittelbarer Nachbarschaft zu den damaligen „Hermann-Göring-Werken" – waren wir im Straßenbau und bei der Zuckerrübenernte beschäftigt. Mit uns zusammen arbeiteten sowjetische und polnische Frauen, die aus ihren Heimatländern verschleppt und wegen angeblicher Sabotageakte in deutschen Betrieben verurteilt worden waren. Wir wußten, daß unsere Lagerhaft befristet war und daß unsere „Arbeitgeber" verpflichtet waren, uns wieder einzustellen. Das alles geschah wegen des großen Arbeitskräftemangels. In den Arbeitspausen setzte ich mich stets zu den sowjetischen Frauen. In der Ungewißheit, ob sie ihre Heimat jemals wiedersehen würden, waren sie in trauriger Stimmung. Da kam ich einmal auf den Gedanken, ihnen in meinem unbeholfenen Russisch das im Gefängnis entdeckte Gedicht vorzutragen. Das hatte eine unerwartete Wirkung: Eine der Frauen kam zu mir, und mit Tränen in den Augen umarmte sie mich. Das sei eines der berühmtesten Gedichte des russischen Dichters Lermontow und werde in der Sowjetunion wie ein Volkslied gesungen. Dann summte sie die Melodie. Die Frau war bei einem Luftangriff auf ihre Heimatstadt schwer verletzt worden und hatte einen Arm verloren. Wir schlossen, soweit das im Lager möglich war, enge Freundschaft, und immer, wenn wir uns trafen, sang sie leise die schöne Melodie.

Das Lermontowsche Gedicht ist von Rainer Maria Rilke ins Deutsche übersetzt worden. Eine Strophe sei hier zitiert:

Feierliche Wunder; hingeruhte
Erde in der Himmel Herrlichkeit…
Ach, warum ist mir so schwer zumute?
Was erwart ich denn? Was tut mir leid?…

Ilse schrieb mir am 15. Oktober 1943 eine Karte, die ich zusammen mit meiner Häftlingsmarke Nr. 6485 bis heute aufbewahrt habe. Sie teilte mir unter anderem mit, daß sie mit meinem Chef gesprochen habe, er lasse mich grüßen, ich solle mir wegen meiner weiteren Arbeit keine Sorgen machen.

Ilse hatte ihre Karte an das Gefängnis geschickt, in der Hoffnung, die Karte würde von dort an das Lager, dessen Ort geheimgehalten wurde, weitergeleitet werden. Das geschah auch zu meiner großen Freude.

Nach Beendigung der Lagerhaft wurde ich nicht, wie vorgesehen, zum „Alex" gebracht, weil das Gefängnis inzwischen durch einen Fliegerangriff zerstört worden war. Zusammen mit einigen jüdischen Frauen aus dem Lager 21 kam ich in das jüdische Gemeindehaus in der Großen Hamburger Straße. Ich glaubte zunächst, als Jüdin angesehen zu werden. Aber eines Tages erschien der Gestapobeamte aus der Burgstraße und übergab mir meinen Entlassungsschein. Dabei lächelte er ein wenig, denn er bemerkte mein Erstaunen darüber, daß er mich gefunden hatte.

Als ich wenige Tage später wieder mit meiner Arbeit in der Lietzenburger Straße begann, wurde ich freundlich aufgenommen, vor allem von meinem Chef, Herrn Scheel, der sich offenbar freute, daß die Arbeit im Archiv nun wieder geordnet weitergehen werde.

Im Frühjahr 1944 wurde das Archiv wegen der zunehmenden Fliegerangriffe auf Berlin nach Schlesien verlegt. Da ich in Berlin bleiben wollte, gab ich meine Arbeit bei der Deutschen Gesellschaft für Betriebswirtschaft auf.

Ilse Wagemann hatte nach ihrer Rückkehr aus Holland mit der Arbeit bei der Reichsgruppe Handwerk in Berlin, Neustädtische Kirchstraße, begonnen. Dort fand sie auf Grund meiner Mitgliedschaft im Roten Kreuz auch für mich eine Beschäftigung. Ich mußte für kriegsgefangene deutsche Handwerker in französischen, englischen und amerikanischen Gefangenenlagern Fachliteratur auswählen. Die Namenslisten mit Angaben über das spezifische Fachgebiet des einzelnen Handwerkers hatte das Internationale Rote Kreuz geliefert. Die Bücher wurden dann an die Kriegsgefangenenlager geschickt.

Aus der in meinem Besitz befindlichen „Versicherungskarte" geht hervor, daß ich vom 1. August 1944 bis zum 30. April 1945 dort angestellt war und monatlich 300 Mark verdiente.

Im nächsten Heft:

Neuer Geist in alten Mauern

Fotos: Dietz Verlag

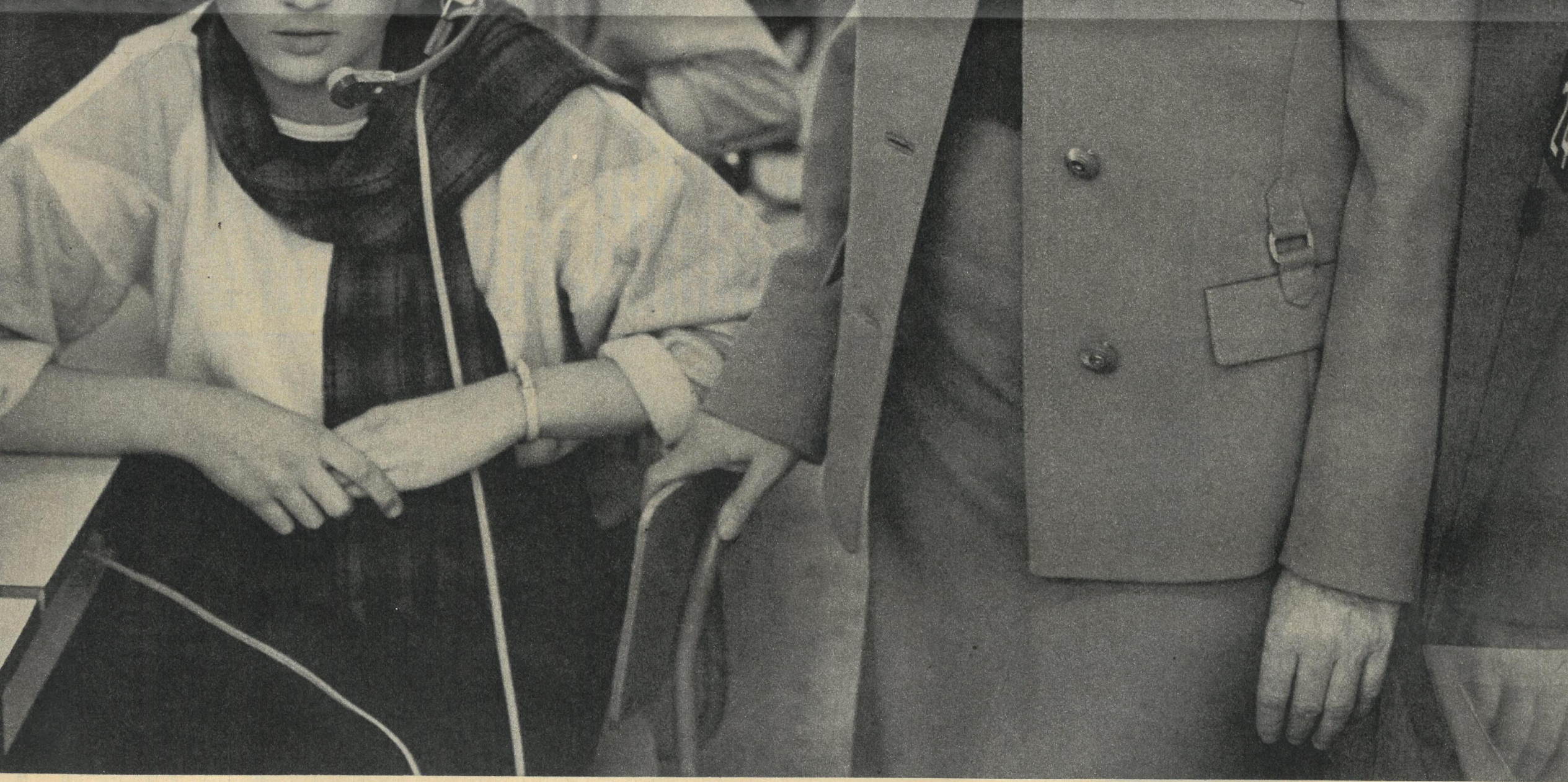
Erzählt sie von ihrer Arbeit, spricht sie von Spaß und Freude. Kein Zweifel, daß sie diesen Spaß sehr ernst nimmt. Man kann mit ihr zwei Stunden über ihren Beruf reden, ohne daß auch nur einmal das Wort Pflicht fällt. Vieles, was sie tut, müßte sie nach Vorschrift nicht tun. Und doch muß sie es tun. Täte sie nur ihre Pflicht, hätte sie an der ganzen Sache keinen Spaß.

Genossin Regina Abraham unterrichtet Russisch an der Lenin-Oberschule in Potsdam. Außerdem ist sie deren stellvertretende Direktorin. Wie gut sprach sie Russisch am Ende des Studiums? Da muß sie lachen: schlimm. Und heute? Keine Probleme. Und wie kommt man dahin? Vor zwanzig Jahren ein vierwöchiger Sommerkurs in der Sowjetunion, vor zehn Jahren sechs Monate an der Moskauer Universität. Im übrigen muß man selber etwas tun: lesen und reden, immer wieder lesen und reden.

Eine mögliche Frage beantwortet Regina Abraham, bevor sie gestellt ist: Patenschaft ist für uns echte Partnerschaft. Das gilt für die 24. Mittelschule in Minsk – jeden Sommer Austausch von zwei Lehrern und 18 Schülern – wie für die sowjetische Schule in der Potsdamer Jägerallee. Nein, sagt sie, das steht nicht nur auf dem Papier. Wir tauschen keine Höflichkeitsfloskeln an hohen Feiertagen. Wir reden im Alltag miteinander, offen und ungeniert als wirkliche Freunde. Über pädagogische Methoden und alles mögliche. Besprechen gemeinsam Tonbänder für den Unterricht. Feiern auch Geburtstage zusammen, und jeder bringt seine Frau oder seinen Mann mit. Und wenn die Russisch-Anfänger ihre Patenklasse besuchen, schickt die kluge Pädagogin Regina Abraham ihre großen Schüler als Dolmetscher mit. Da müssen sie reden, sagt sie, und Haltung zeigen.

Mit ihren besten Schülern betreibt Regina Abraham russische Konversation, im „Rahmenprogramm", wie es offiziell heißt. Bei ihr ist der Rahmen weit gespannt. Da ist auch Platz für Pelmenifeste, und wenn sie ausnahmsweise mal keine Zeit hat, weil ihre Wohnung renoviert wird, dann holt sie sich wenigstens die Kandidatin für die Russisch-Olympiade nach Hause, wo Lehrerin und Schülerin russisch miteinander reden, während sie gemeinsam den Küchenfußboden scheuern. So präpariert, sind schon sieben Abgesandte der Lenin-Schule als Preisträger der Olympiade nach Potsdam heimgekehrt.

Manchmal natürlich muß auch Regina Abraham tief durchatmen. Am Ende aber sind Leidenschaft und Verantwortungsbewußtsein allemal stärker als Streß und Hindernisse. Als Genossin, sagt sie, ist es meine erste politische Aufgabe, in der Schule gute Arbeit zu leisten, die Kinder fachlich und weltanschaulich zu bilden. Undenkbar, daß sie sich auf die Vermittlung grammatikalischer Regeln zurückzieht. Sie lehrt gleichzeitig russische Grammatik und Freundschaft zur Sowjetunion und kommunistische Lebenshaltung. Und alles mit dem gleichen Spaß, den sie so ernst nimmt.



Jürgen Jessel (Text)
Detlef Christel (Foto)

XI. PARTEITAG

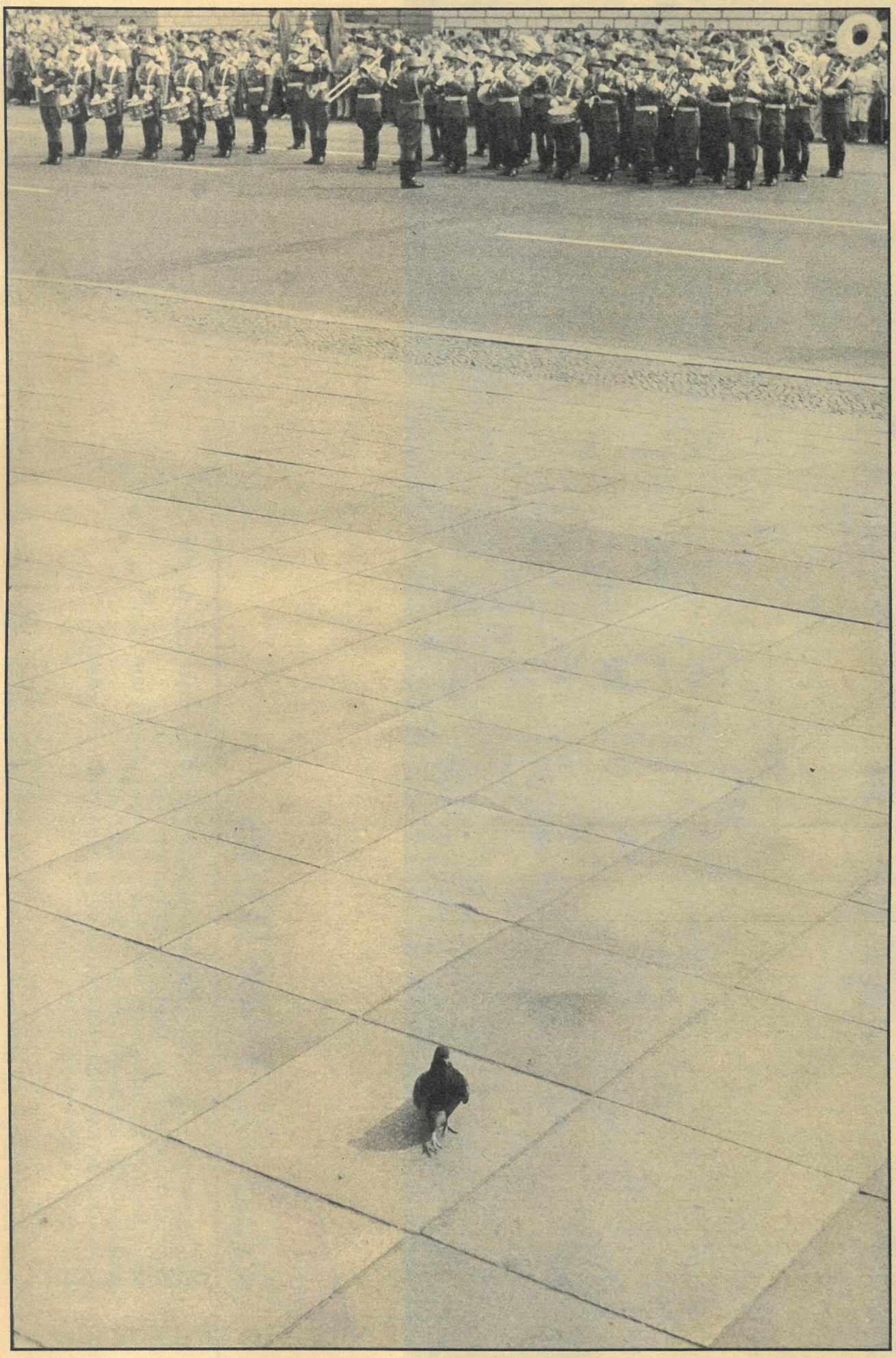
DER AUFTRAG

Wo immer ein Kommunist arbeitet und lebt – er wird konsequent für die Verwirklichung der Hauptaufgabe eintreten, er wird die schöpferische Initiative, eine hohe Einstellung zur Arbeit und zum gesellschaftlichen Eigentum, alle sozialistischen Denk- und Verhaltensweisen aktiv und beispielgebend fördern!

Aus dem Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

Jeder sechste Bürger der DDR über 18 Jahre ist Mitglied oder Kandidat der SED. FREIE WELT beschreibt in dieser Serie, wie Genossen ihren Auftrag verstehen. **2. FOLGE**

WAS KANN IN



Den Text des Liedes schrieben Gerd Eggers und Gerd Kern. „Der einfache Frieden" wurde fotografiert von Andreas Kämper.

Der Oktoberklub wird zwanzig in diesem Februar. Die Feier findet im Saal statt. Viel Publikum wird kommen, das war so beim vierten Geburtstag und beim neunzehnten, das war immer so, seit es das Festival des politischen Liedes gibt. Neue Lieder werden sein, niemand erwartet etwas anderes. Der Oktoberklub macht seit zwanzig Jahren neue Lieder. Die haben immer sehr viel mit der Zeit zu tun, in der sie entstehen. Aktualität nennt man das. Manche der älteren neuen Lieder sind immer noch aktuell.

Ein Festival als Anlaß hat es nicht oft gebraucht. Aber immer waren neue Lieder da zum Festival. Das ist auch beim 16. so. „Was kann in dieser Zeit ein Lied" gehört zu ihnen. Anlaß für dieses Friedenslied waren im Januar die sowjetischen Vorschläge zur Befreiung der Welt von Atomwaffen.

Leiser noch als die leiseren unter den Oktoberklub-Liedern sind Fotos. Stumm sind sie nicht, die Bilder, die junge Fotografen, angeregt von der Gesellschaft für Fotografie, 1986 zum vierten Mal zum Festival ausstellen. „Der einfache Frieden" ist ihr Thema, von dem sie beredt erzählen. Was kann in dieser Zeit ein Bild? Wer zum Abend des Oktoberklubs in den Saal der Volksbühne geht, kommt im Foyer an den Fotos vorbei. Er sollte innehalten vor dem Versuch der jungen Fotografen Antwort zu geben.

Constanze Treuber

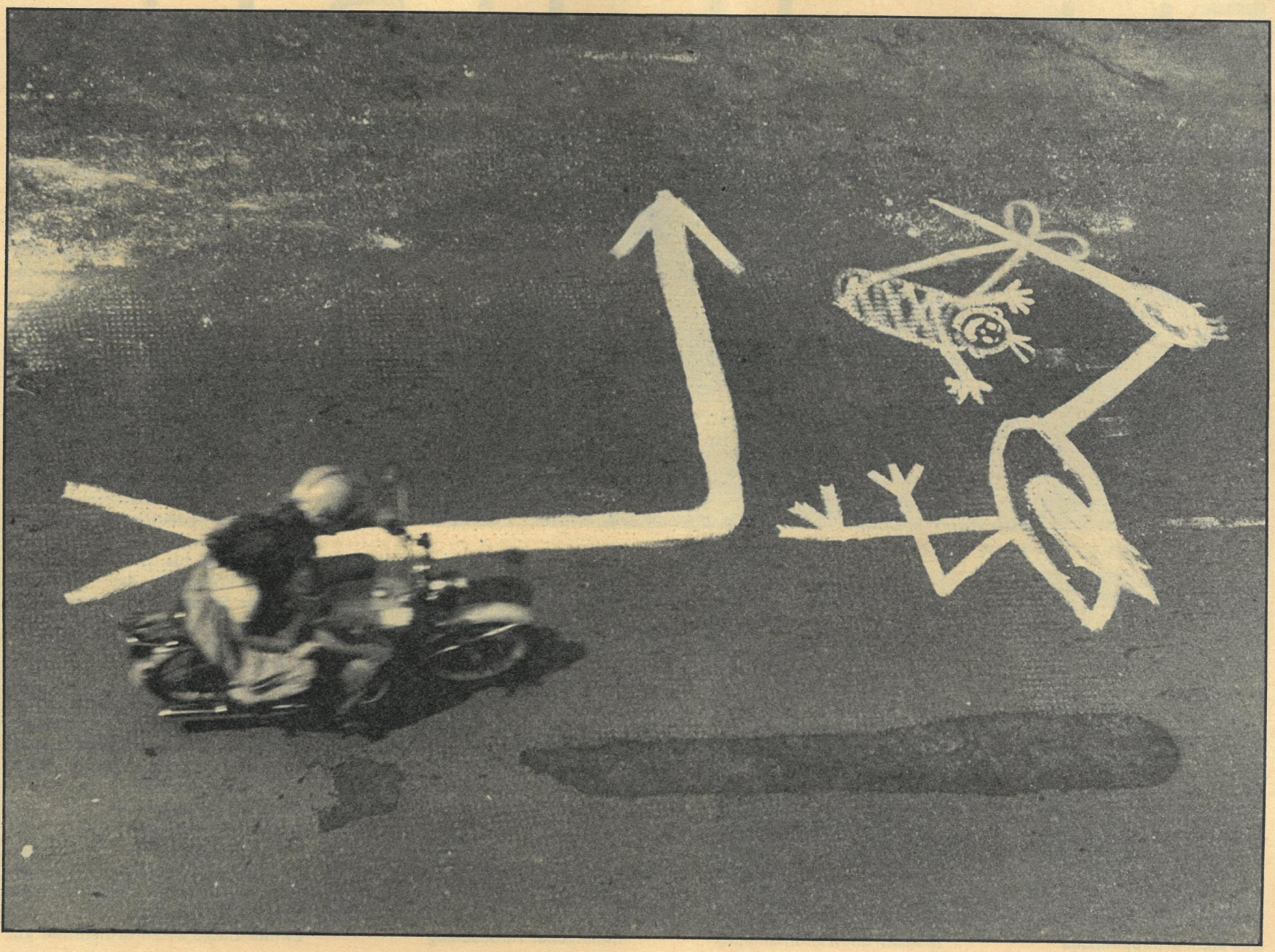
DIESER ZEIT...

Was kann in dieser Zeit ein Lied
es ist kein Wehr und Waffen
ist kein Soldat, der Wache steht
kein Radar, das sich warnend dreht
was kann es also schaffen

Was kann in dieser Zeit ein Lied
nichts bringt es auf die Waage
wiegt denn ein Apfelbaum, der blüht
ein Kranich, der am Himmel zieht
nicht mehr in unserer Lage

Was kann in dieser Zeit ein Lied
wo sich Raketen neigen
kann machen, daß die Menschen sehn
den Frieden als ihr Wort verstehn
und Kriege als ihr Schweigen

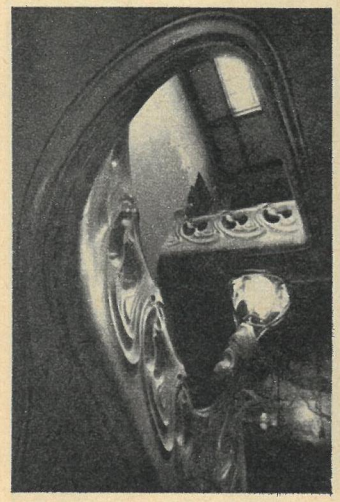
Was kann in dieser Zeit ein Lied
kann nur im Atem leben
und durch ein Herz, das kräftig schlägt
in einem Menschen, der sich regt
und diesen braucht es eben



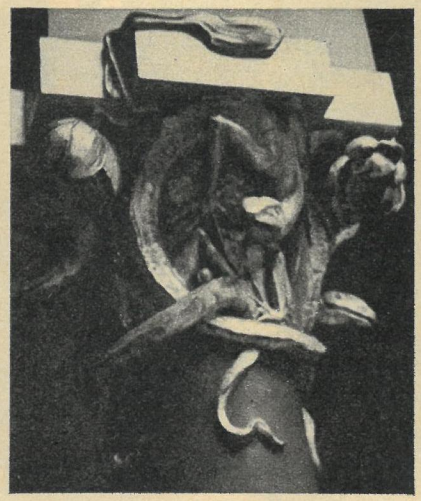
Moskau – Metropole voller Unrast und Elan. Eine Stadt, die sich täglich verjüngt und guten Traditionen verpflichtet fühlt. Wir wollen verweilen und in loser Folge Schauplätze mit Geschichte und Geschichten vorstellen, bekannte und weniger bekannte, die die Intimität einer Großstadt ausmachen.

Rjabuschinski-Palais

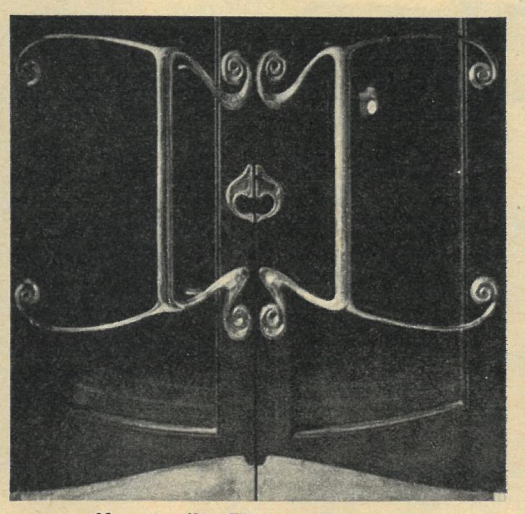
Der Verleger Gorkis A. B. Chalatow besucht ihn in seinem Moskauer Haus.



Das Marmortreppenhaus

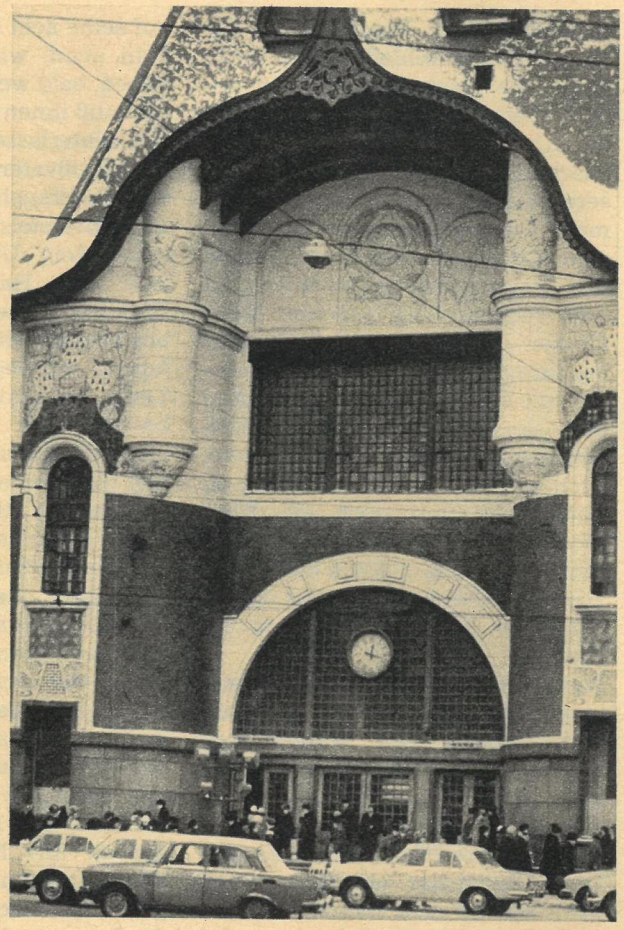


Blumen- und Tierornamentik



Kunstvoller Türbeschlag

Umrahmt von den schwarzen Ästen der winterlichen Bäume wirkt die Jugendstilvilla in der Katschalow-Straße am Nikitski-Tor wie ein kostbares Kleinod – eine beschwingte Komposition in Rosé. Die Linienführung ist dem symbolträchtigen Element Wasser nachempfunden, von den kräftigen Wogen der Fassade bis zu den zarten Kräuselwellen des Gitterwerkes an Zaun, Fenstern und Balkonen. Die reizvollen vielgestaltigen Gesichter des Hauses sind durch einen Majolika-Fries verbunden, auf dem violette Schwertlilien erblühen und exotische Vögel auf zartblauem Himmel flattern. Dieses elegante Palais von eigenwilligem Zauber baute der bedeutendste russische Jugendstilarchitekt Fjodor Schechtel von 1900 bis 1906 im Auftrage seines Freundes, des Großindustriellen Stepan Rjabuschinski. Daher konnte er seinem Talent freien Lauf lassen, denn Zeit und Geld spielten keine Rolle. Jedes Detail der Innenarchitektur wurde wie ein Kunstwerk durchgestaltet. Türen und Fensterrahmen sind aus kostbaren Hölzern gefertigt, jedes von besonderer Eigenart. Die Dekken zieren Basreliefs mit asymmetrischen Pflanzenmotiven aus Stuck. Am schönsten aber ist das Marmorgeländer des Treppenhauses. Aus den fließenden Wellen des Parketts scheinen sich schaumgekrönte Meereswogen bis in die zweite Etage aufzutürmen. Sie gilt



Der Jaroslawler Bahnhof war der erste modern geplante Bahnhof in Rußland. Er enthielt eine geräumige Halle mit Fahrkartenschaltern, große Warteräume mit bequemen Ausgängen auf den Bahnsteig und zahlreiche Diensträume. Da Schechtel sicher den Wünschen seiner Auftraggeber nachgab, entstand eine seltsame Mischung aus Jugendstil und neorussischem Stil.

„Dem guten Freund Anton Pawlowitsch Tschechow" schrieb Schechtel am 7. September 1886 auf sein Foto, das er Tschechow schenkte.

als Vollendung des Jugendstils in der Innenarchitektur. Die Villa am Nikitski-Tor kostete Millionen, wurde aber ein Meisterwerk. Zu den engsten Freunden Schechtels zählte in dieser Zeit Anton Tschechow, dessen Lebenssichten einen starken Einfluß auf ihn ausübten. Schechtel entwarf auch das berühmte Gebäude des Künstlertheaters, das alte MCHAT, nahe der Gorki-Straße, in dem Konstantin Stanislawski und Nemirowitsch-Dantschenko Tschechows Stücke inszenierten, in denen Olga Knipper-Tschechowa spielte. In Künstlerkreisen wurde Schechtel der Tschechow der Architektur genannt – er galt um die Jahrhundertwende als einer der besten und begabtesten Architekten Rußlands. Man weiß von etwa 50 Gebäuden, die er für Moskau projektiert hatte. Am bekanntesten sind wohl der Jaroslawler Bahnhof am Komsomolski-Platz, das erste Moskauer Filmtheater „Forum" am Gartenring und das Spiridonowka-Palais – erster Sitz des sowjetischen Außenministeriums und heute Haus der Empfänge. Das Rjabuschinski-Palais wurde 1918 verstaatlicht, nachdem seine Besitzer bereits das Land verlassen hatten.

Als Maxim Gorki im Mai 1931 aus Italien zurückkehrte, suchte er Wohnräume für seine Familie, die auch Möglichkeiten für Gespräche und Versammlungen bieten sollten. Der Mossowjet hielt diese Villa für bestens geeignet, und Gorki richtete sich im Parterre ein, während sein Sohn Maxim Peschkow mit Frau und zwei Töchtern die obere Etage bezog. Aus seinem Arbeitszimmer leitete Gorki als Chefredakteur und Verleger fünf Zeitschriften und sieben andere Periodika. Die Villa wurde zu einem Zentrum des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens der Sowjetunion.

Der junge Schriftsteller Pjotr Pawlenko erinnert sich später: „Ich sah Gorki im Jahre 1932 zum erstenmal. Er, der Held meiner Jugendträume, stand im Vestibül der Villa in der Malaja Nikitskaja vor mir und forderte mich freundlich auf einzutreten…

Die Abende in Gorkis Haus waren für uns Schriftsteller eine gute Schule. Man lernte beim Tee oder beim Abendessen so viel, daß man sich nachher verwundert fragte, wie man überhaupt hatte leben können, ohne so wichtige und selbstverständliche Dinge gewußt zu haben… Es war wie in einer Akademie, in der man einander kennenlernte und Erfahrungen austauschte, eine Akademie kühner Pläne und Projekte." 1934 fanden im Speisezimmer Versammlungen statt, an denen bis zu einhundert Schriftsteller teilnahmen und über das Statut des ersten einheitlichen Schriftstellerverbandes der UdSSR berieten, dessen Vorsitzender Gorki wurde. Bernhard Shaw, Romain Rolland, Henri Barbusse, Johannes R. Becher und andere ausländische Schriftsteller besuchten Gorki am Nikitski-Tor. Im Juni 1936 starb der große Schriftsteller. Heute gehört das rekonstruierte Rjabuschinski-Palais neben dem Maxim-Gorki-Literaturmuseum in der Worowski-Straße zu den Gedenkstätten für den Dichter und erinnert gleichzeitig an den Architekten Fjodor Schechtel.

Lisa Klutschewskaja

Fotos: Igor Palmin, Volkmar Billeb (1), Archiv (1)

Aus der Ferne nahegekommen

Wir haben sie wieder, die Lebenserinnerungen der Vera Figner. Ergänzt durch einen Anhang historischer Hintergrunddokumente wurden sie vom Verlag Volk und Welt neu herausgegeben.

Von den frühen Auflagen, erschienen in Herzfeldes Malik-Verlag, hat wenig nur bewahrt werden können. Dabei war das dreiteilige Memoirenwerk doch immerhin in 32 000 Exemplaren herausgebracht worden.

Erstmalig tauchte der Titel „Nacht über Rußland" gegen Ende 1926 in den Buchläden auf. Eigens für diese, die deutschsprachige Ausgabe, hatte Vera Figner in Moskau ein Vorwort geschrieben. In ihrem Regal standen bereits zwei Bände der russischen Erstausgabe.

Wie Vera Figner, die Schmerzensreiche, dazu kam, sich schreibend von der Last ihrer Erinnerungen zu befreien, wir

erfahren es gegen Ende des Schlußteils der Memoiren. Es war im Jahre 1913, unweit von einem kleinen Städtchen am Genfer See. Sie unterm tiefblauen Himmel allein mit ihren Erinnerungen. Wie fern die Jahre, in denen sie mit leidenschaftlicher Hingabe versucht hatte, den Bauern die Augen zu öffnen. Zu mächtig war der Druck, der auf den Rechtlosen lastete, sie konnten die Furcht nicht bezwingen. Erst als sich alles immer mehr zuspitzte, griff der Gedanke um sich, daß kein anderer Weg mehr bleibe, als das Volk vom obersten der Tyrannen zu befreien. Doch was hatte das Attentat auf den Zaren gebracht? Eine Erschütterung der Gemüter, gewiß, aber grundlegend geändert hatten sich die Verhältnisse nicht. Einer nach dem anderen vom Vollzugskomitee wurde verhaftet. Zuletzt sie selber. Was eigentlich war geblieben? Die Erinnerung an jene Zeit? Wie viele wurden hingerichtet, wie viele hatten in ihrer Nähe den Tod gefunden. Da war es wieder – das Bild von der weißen Festungsmauer mit dem vergoldeten Schlüssel auf der höchsten der Turmspitzen. Ihr Wille war es nicht gewesen, die Kameraden in den Nachbarzellen vom Gefängnis der Festung Schlüsselburg zu verlassen. Bei ihnen hatte sie Halt gefunden in all der Düsternis. Wie innerlich verheerend sie waren, die zwanzig Jahre, sie hatte es vollends gespürt erst, als sie sich wieder ins normale Leben gestoßen sah. Es war nicht mehr dasselbe Leben. Der Lebensstrom war weitergeflossen, nur sie war in ihrer Festungszelle ohne alle Bewegung geblieben. Wie ein toter Stein seitab vom Ufer… Schwer, sehr schwer, wieder einen Platz im Leben zu finden. Ihre Nerven waren der normalen Eindrucksfülle kaum gewachsen. Schlug ein Teelöffel ans Glas, mußte sie aufschreien. Es war wohl doch gut, daß Nikolai, der als Sänger berühmte Bruder, erreichte, daß man ihr den Auslandspaß gab.

Aber wo man auch lebt, es erhebt sich alsbald die Frage: wofür? Zu sich finden konnte sie nur in der Einsamkeit, und alleweil kehrte sie wieder, die Erinnnerung an die Kameraden. Sie nicht untergehen zu lassen in der Vergessenheit, ihr Bild zu bewahren, aufzuschreiben, wie alles gekommen war, ja, da war es, was sie tun mußte…

Noch in der Schweiz machte sie sich an die Arbeit. Schon während der Februarrevolution war sie in Petersburg. Nach der Oktoberrevolution gewährte man ihr Einblick in die sie betreffenden Akten der zaristischen Geheimpolizei. Und 1921 waren der Anfangs- und der Mittelteil abgeschlossen. Was ist es, was an diesem Lebensbericht fesselt? Das Einbezogenwerden in ferne Ereignisse? In das Innenleben eines Menschen, der, um zu sich selbst finden zu können, handeln mußte, kämpfen, und der uns rückblickend seelischen Notstand nicht verbirgt? Es war die Frau eine selbstbewußte, dynamische Persönlichkeit, und reich wie das Gefühlsleben war auch ihr Gefühlsgedächtnis. Wie gut, daß man es spürt. Ja, jedesmal, wenn sich Vera Figner rückfühlend zu den Regungen in ihrem Innern in Beziehung setzt, komme ich ihr am nächsten.

Regina Reichelt

FREIE WELT veröffentlichte in den Ausgaben 25/84 bis 2/85 bereits Auszüge aus „Nacht über Rußland" im Vorabdruck.

Wie mein Urgroßvater auf den Pfad der Tugend zurückfand

Es gibt verschiedene Menschen auf Erden. Schöne und häßliche, starke und schwache, redliche und unredliche und auch solche, die einen Schritt vom Pfad der Tugend abweichen und wieder auf ihn zurückkehren.

Diese Geschichte ist mir als Geheimnis anvertraut worden, nur im engsten Familienkreis bekannt, um das lichte Andenken eines Menschen zu bewahren. Hinzugefügt werden muß, daß die Überschrift dieser Erzählung trügt. Manch einer könnte glauben, daß mein Urgroßvater, der den Pfad der Tugend einmal verlassen hatte, später für immer auf ihn zurückkehrte. Kein Gedanke. In Wirklichkeit war er nie auf diesem Pfad gewesen, daß er ihn irgendwann hätte verlassen und dann wieder auf ihn zurückkehren können. Und falls er doch darauf gewesen sein sollte, dann nur für kurze Zeit. Er stieg zuweilen auf eine Bodenerhebung, doch die monotone Gradlinigkeit dieses Pfads ließ ihn derart erschrecken, daß er sofort in einen Seitenweg oder eine Landstraße einbog, die wer weiß wohin führte. Er war ein seltener Nichtsnutz, Gott hab ihn selig. Die Überschrift dieser Geschichte hat eine mehr symbolische Bedeutung. Als mein Urgroßvater einmal in so eine zweifelhafte Landstraße einbog, schaffte er es, sämtliche Dorfbewohner mit sich zu ziehen. Und mit der Zeit wurde das als tugendhaft anerkannt. Das Verdienst meines Urgroßvaters war, daß er den Leuten zu einer Erfahrung verhalf, die sie bislang noch nie gemacht hatten. Doch auf verschwommene Weise, auf sehr verschwommene. Mein Urgroßvater war also ein Nichtsnutz, möge mir ein solches Urteil über meinen Blutsverwandten verziehen sein. Der Hauptgrund für die verschiedenen Boshaftigkeiten, zu denen er sich hinreißen ließ, war wohl sein Bedürfnis, in die Ewigkeit einzugehen. Er war ganz besessen von dem Gedanken, Unsterblichkeit zu erlangen. Zu späteren Zeiten wäre mein Urgroßvater bestimmt Poet geworden, damals war so ein Wort aber noch völlig unbekannt. Was dachte er sich nicht alles aus! Er wollte ein Heiliger werden. Ging in den Wald, lebte dort mutterseelenallein und ernährte sich von Wasser und Brot, trug Kleider aus Roßhaar, ja er soll sich sogar kasteit haben, um Versuchungen zu vertreiben (übrigens hieß er Antanas). Man sagt, er habe das Seine fast erreicht gehabt – ein Domherr sogar soll ihn in der Einsamkeit aufgesucht und mit ihm geredet haben. Von einer öffentlichen Heiligsprechung aber sei vorerst noch abgesehen worden. Und gerade noch rechtzeitig. Denn kurz darauf habe der Teufel ihn in Versuchung geführt – eines Nachts in Gestalt einer Jungfrau. Bei der Gelegenheit beschloß mein Urgroßvater, die Unsterblichkeit auf andere Weise zu erlangen. Er verfiel darauf, sich genügend Kinder anzuschaffen (bleiben wir doch in unseren Kindern erhalten). Nachdem mein Urgroßvater geheiratet und acht Kinder gezeugt hatte, kamen ihm dennoch Zweifel, ob er sich auf dem rechten Weg befände. Mehr Kinder – mehr Münder. Außerdem begannen seine Kräfte zu schwinden, die er ohnehin in den Monaten der Askese im Kampf mit den Höllengeistern stark vergeudet hatte, auch war er nicht mehr sicher, ob seine Frau ihm noch ein Kind schenken würde. Kurz, diese und sonstige Zweifel quälten und zwangen ihn, andere Wege zur Erlangung der Unsterblichkeit zu suchen.

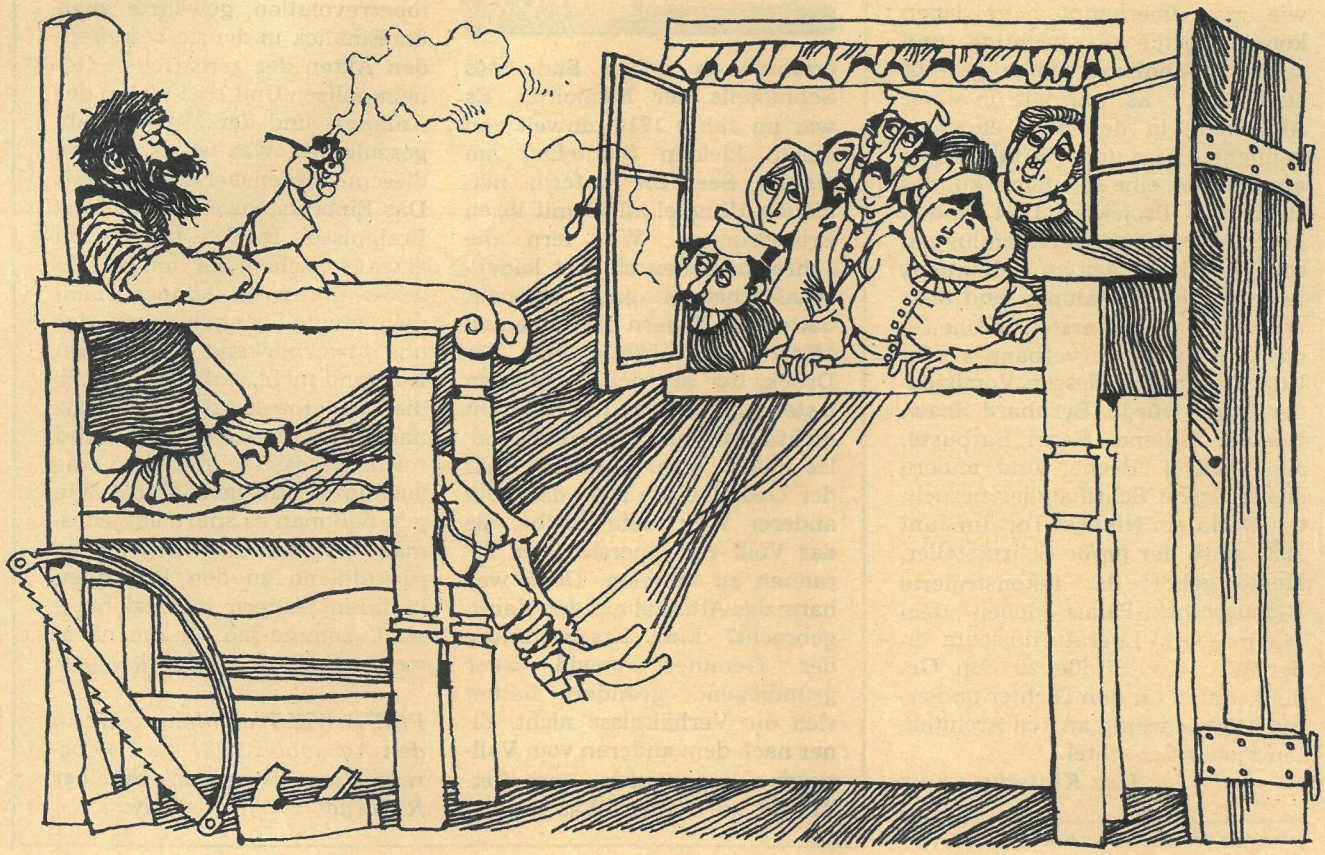
Mein Urgroßvater pflegte nicht lange zu überlegen. Im Umkreis verschwanden seit einiger Zeit Pferde, und bald darauf wurde mein Urgroßvater ertappt, als er auf dem Markt ein kürzlich verschwundenes Pferd feilbot. Es sind keine Zeugnisse erhalten geblieben, wie er sich damals herausschlängelte, vermutlich aber wird er wieder in Zweifel geraten sein, ob er den rechten Weg gewählt hatte.

Ich verzichte darauf, alle Versuche zu nennen, die mein Urgroßvater anstellte, das ergäbe ein ganzes Buch, und die Liste bliebe trotzdem unvollständig, denn mein Urgroßvater ging nicht einmal hinter die Scheune ohne den Hoffnungsschimmer, berühmt zu werden. Lediglich von seinem letzten und erfolgreichsten Einfall will ich berichten.

Mit zunehmendem Alter begann mein Urgroßvater, sich immer öfter auf seine acht Kinder zu besinnen. Nun denn, wird er wohl gedacht haben, bald werde ich Enkel haben. Ich muß ihnen ein lichtes Angedenken hinterlassen. Sie sollen auf ihren Großvater stolz sein. Meinen Namen brauchen sie nicht zu wissen, aber stolz auf mich sollen sie sein. Mein Urgroßvater besorgte sich das Handwerkszeug eines Tischlers, legte alle anderen Arbeiten beiseite (die ihm ohnehin nicht lagen) und begann zu wirken. Die Leute, an seine Streiche gewöhnt, beobachteten voller Unruhe jedes neue Vorhaben. Beim Vorbeigehen bog bald der eine, bald der andere in unseren Hof ein, als er die Säge kreischen und den Hobel rhythmisch ratschen hörte, um auf Umwegen herauszufinden, was mein Urgroßvater wohl treibe. Dieser aber schien das richtige Gespür für solche Besucher zu haben. Er trat ihnen aus der Werkstatt entgegen, stellte sich auf die Schwelle mit dem Rücken zur Tür, ließ sich erst gar nicht in lange Gespräche ein und gab ihnen zu verstehen, daß sie ihre Nase nicht in Dinge stecken sollten, die sie nichts angingen. Das stachelte die Phantasie der Leute noch mehr an, vor allem, da sie seine Art kannten, und weckte Neugier und Unruhe. Mein Urgroßvater aber blieb hart bis zum Schluß.

An diesem Tag schäumten die Heiterkeit und die Spötteleien der Leute fast über. Denn Urgroßvater hatte bereits am frühen Morgen Tisch und Stühle aus dem Haus getragen, die nach den vielen Jahren ausgedient hatten, hackte sie kurz und klein und warf sie in den Holzschuppen. Die Menschen erfaßte Schadenfreude. „Nun erleben wir's endlich", schwadronierten sie, „er hat den Verstand..." Sie wollten sagen – verloren, kamen aber nicht mehr dazu, denn Gelächter verkrampfte ihre Kiefer. Einige warteten das Ende nicht mehr ab und eilten zur Kneipe Wodka trinken wie bei einem großen Fest. Nachdem mein Urgroßvater die alten Möbel zerhackt hatte, brachte er aus der Werkstatt neue heraus. Aber was für Möbel?! Oh! Was für Sessel! Was für einen Tisch! Die Leute krümmten sich, aus ihren Augen stürzten Tränen. Die Sessel und der Tisch waren riesengroß. Der Urgroßvater schaffte es kaum, sie über den Hof zu schleifen und ins Haus zu schaffen. In jedem Sessel hätten mindestens drei von der Größe meines Urgroßvaters Platz gefunden. Der Spott war unbeschreiblich. Nachdem die Möbel im Haus waren, blickte er die Lacher an, spie aus und schlug die Tür zu, daß selbst die Krähen von den Nestern aufflogen und zu krächzen begannen, als hätte sich ein Habicht in der Nähe gezeigt.

In der Werkstatt kreischte erneut die Säge. Und nach einiger Zeit lagen sämtliche Bettgestelle des Hauses vor dem Holzschuppen, dafür



wanderten andere ins Haus, von ungewöhnlicher Größe. Das Lachen war den Leuten längst vergangen. Da bei dem Urgroßvater keine weiteren Anzeichen von Wahnsinn auftraten, vermuteten die Leute, daß etwas anderes dahinterstecke. Hin und wieder besuchten sie ihn und lächelten, wenn sie den kleinen Mann in einem so gigantischen Sessel an einem genauso gigantischen Tisch sitzen sahen. Bald aber hörten sie zu lächeln auf. Als sie sich nämlich selbst in diese Sessel setzen durften, fühlten sie sich plötzlich würdiger und größer als je zuvor. An einem so großen Tisch sitzend, glaubte jeder, König zu sein. Nun, vielleicht nicht gleich zu sein, doch wenigstens ein Mensch, der König werden *könnte,* sobald sich die passende Gelegenheit böte. Seitdem grüßten die Leute meinen Urgroßvater höflich und zogen die Mütze. Nach einiger Zeit gab es im ganzen Dorf kein Gehöft mehr, in dem nicht neue Möbel standen. Trunksucht und Prügeleien, Flüche und Klatsch hörten auf, denn jeder fühlte sich zu groß für so läppische Dinge. Auf die Bewohner angrenzender Dörfer blickte man jetzt ein wenig von oben herab. Bei der ersten Gelegenheit wurde mein Urgroßvater zum Dorfältesten gewählt und seine Vergangenheit vergessen.

Viele Jahre später, nachdem mein Urgroßvater gestorben und mit allen Ehren auf dem Dorffriedhof beigesetzt worden war, lüftete seine Witwe, meine Urgroßmutter, ihren Kindern das ganze Geheimnis. Der Urgroßvater wollte, daß seine Nachkommen beim Anblick der Möbel glaubten, er sei ein Riese gewesen. Ein Mann von ungewöhnlichem Körperwuchs und Bärenkräften. Auf diese Weise hoffte er, auch nach seinem Tode nicht vergessen zu werden. Die Kinder sollten denken, ihre Vorfahren seien Riesen gewesen.

Nun, in gewissem Sinne hatte er das auch geschafft.

Saulius Tomas Kondrotas

(Jahrgang 53) ist der jüngste der vom Verlag Volk und Welt in der Novitätenkassette II vorgestellten Autoren der sowjetischen Nachkriegsgeneration, die mit ihrer Sicht auf Vergangenes, Heutiges und Künftiges bereits in breiten Leserkreisen ihres Landes diskutiert werden. Kondrotas, der in Kaunas Psychologie und Philosophie studierte, bevorzugt paradoxe Situationen, um Erfahrungen über Vorgänge im Menschen und über seine Beziehungen zu der ihn umgebenden Welt zu vermitteln. FREIE WELT stellte Kondrotas bereits mit „Kaolin" (9/85) und „Das alte Haus" (22/85) vor.

Der Tag bricht an

Der Schnee kam nachts geschlichen, leis wie eine Katze, legte sich ins Tal und verhüllte mit seinem weichen Bauchfell die Gleise, den Weg und die Brücke über den Bach, die kleinen, mit wildem Wein berankten Katen und das Hotel hoch oben am Steilhang über den anderen Häusern. Der Schnee hatte sich hier niedergelassen, um auszuruhen, und blieb reglos liegen bis zum Morgen, bis ein trockener leichter Nordwind über seine Oberfläche strich, die erstarrten weißen Kristalle lockerte, daß sie raschelnd umherwirbelten und sich zu malerischen Schneewehen betteten.

All das vollzog sich in trostloser Finsternis. Im Tal leuchtete kein einziges Fenster, auf der Straße bewegte sich kein einziges Paar fahler Scheinwerferlichter, der zähe schwarze Himmel war sternlos. Im Tal herrschte Dunkelheit, erfüllt von unbekannten Dingen, beklemmenden Ereignissen, die einst stattgefunden hatten oder noch stattfinden würden. Diese Dunkelheit lauerte in den offenen Augen und in den Köpfen der Menschen, Stille und Dunkelheit, die das Rauschen des Windes erstarren ließen. Da war nur das sanfte Wispern des rieselnden Schnees bei Sonnenaufgang, das an das lautlose Schnaufen einer verängstigten Schafherde erinnerte.

Alles weckte in den bang pochenden Menschenherzen ein instinktives ursprüngliches Grauen, die Furcht vor dem anbrechenden Tag, eine Ahnung, daß etwas Schreckliches und Nichtwiedergutzumachendes geschehen wird.

Der Morgen graute, aber es geschah nichts. Es war ebenso still wie an den anderen Tagen, und aus den Schornsteinen der kleinen schneebedeckten Häuser kräuselten sich helle Rauchwölkchen empor und zerflossen über dem Tal zusammen mit den Düften kochender Speisen.

Das Hotel stand hoch oben am Steilhang, inmitten schneeverhüllter und vereister Felsen, es war nur mit Skiläufern belegt. Die besten Skiläufer des Landes kamen im Winter hierher, um die ganze Saison über Ski zu laufen. Sie brachten auch ihre Frauen mit. In dem behaglichen hellen Hotelcafé befand sich eine kleine Bar mit Getränken, wo die Skiläufer Feste feierten oder nur saßen und sich leise unterhielten, wenn sie gerade nicht Ski liefen. Und sie liefen nicht bei Sturm und schlechtem Schnee, und heute war der Schnee schlecht.

Das Hotel war nur mit der Drahtseilbahn zu erreichen, derer sich die Skiläufer während des Trainings bedienten. Sie brachte sie ein paar hundert Meter unterhalb des Hotels bis zu der Piste, auf der sie dann auf Skiern zu Tal glitten.

An diesem Morgen betrat ein Mann das Café. Er war klein und hatte einen Stoppelbart – ein schmutziger Käfer mit zerknitterten Flügeln. Er trug eine blankgewetzte Schafsfelljoppe und eine Hose aus dickem handgewebtem Wollstoff, die bis zum Knie in schiefgetretenen und zerknautschten Stiefeln steckte. Auf dem Kopf saß eine abgeschabte Fuchspelzmütze, die seine Augen und die halbe Nase verdeckte. Der Rest des Gesichts – das stopplige, seit Wochen unrasierte Kinn und der zerzauste Schnurrbart – war bereift. In den Händen hielt er Skier – zwei alte Bretter mit gebogenen Enden, die ihre Farbe längst eingebüßt hatten, und einem Strippengewirr an Stelle von Bindungen. Er stellte die Bretter an die Wand, und auf dem weißen Putz bildeten sich sofort Schmutzflecke. Die Lippen des Kellners zuckten, aber er beherrschte sich: „Die Skier gehören auf den Flur!"

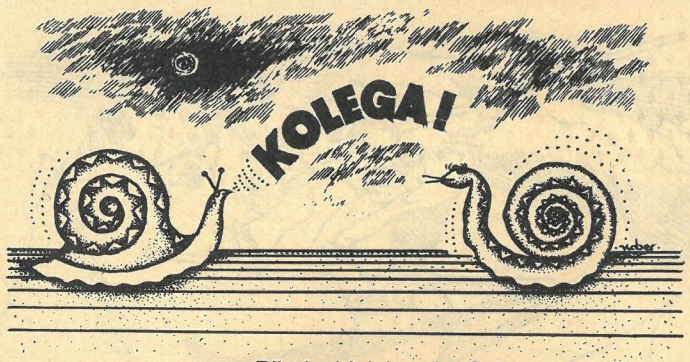
Der schiefe Gnom blinzelte nicht einmal. Er zog die Mütze vom Kopf und stapfte mit seinen krummen Beinen wie ein Pflüger, der sein Leben lang hinter dem Pflug hergegangen ist, zur Bar. Auf dem blanken Fußboden hinterließ er eine Kette von Pfützen. In einer schwamm ein geknickter Strohhalm.

Die Frauen und Männer beobachteten, wie Pfütze auf Pfütze entstand. Der Kellner nahm die Skier und trug sie hinaus in den Flur. Ihr Besitzer indes erklomm einen Barhocker und legte seine knotigen schwarzen Hände auf das funkelnde Blech. Nachdem er die in der Vitrine ausgestellten Getränke gemustert hatte, sagte er: „Kche, kche..."

Antwort erhielt er nicht. Da kramte er in seiner Tasche, legte Geld auf die Bar und wies mit dem Finger auf die Wodkaflasche. Der Kellner langte schweigend nach einem Gläschen, überlegte ein Weilchen, stellte es zurück, füllte ein Trinkglas, schob es von sich und ließ seinen Blick in die Runde schweifen, als wollte er sagen: Ja, ja, diese Bergbewohner!

Der stachlige Zwerg trank den Wodka aus, goß sich selbst nach und begann, seine zerschrammte angekohlte Pfeife zu stopfen. Er arbeitete so konzentriert, als sei er allein in dem Raum, nur er und die Pfeife. Nachdem er ein paarmal an dem Rädchen eines altmodischen Feuerzeugs geschnipst hatte, paffte er los. Es war nicht klar, ob seine abgewetzte Pfeife so schmatzte oder ob er die Nase hochzog. Es

Fortsetzung auf Seite 41



Blindschleichender Schneck von Vlaber

W. Tschemeris

Schuld daran ist nur die Kobra

Unser Sohn hatte Geburtstag. Da er sehr tierlieb ist, schlug meine Frau vor, ihm einen Kanarienvogel zu schenken. Als ich den Verkäufer bat, mir solch ein Singvögelchen vorzuführen, sagte er liebenswürdig lächelnd:
„Bitte sehr! Ich kann Ihnen aber den Kanarienvogel nur zusammen mit einem Elefanten verkaufen."
„Wie bitte?" fragte ich erstaunt. „Mit was für einem Elefanten?"
„Mit einem ganz gewöhnlichen", erwiderte der Verkäufer, „mit einem afrikanischen."
„Das soll wohl ein Scherz sein? Ein lebender?"
„Glauben Sie vielleicht, wir handeln mit toten?"
„Schon gut, schon gut", lenkte ich ein. „Sie haben mich offenbar nicht verstanden. Ich wollte meinem Sohn zum Geburtstag keinen Elefanten, sondern einen..."
„Ich hab' Sie sehr gut verstanden", widersprach der Verkäufer, mir ins Wort fallend, „aber wo kämen wir hin, wenn alle nur Kanarienvögel und keine Elefanten kauften."
„Dann möchte ich lieber einen Dompfaff!" entschloß ich mich nach einigem Zögern.
„Bitte sehr!" lächelte der Verkäufer höflich, „aber... den Dompfaff geben wir nur zusammen mit einer indischen Kobra ab. Wir haben das ganze Lager voll und mußten einige sogar im Büro des Verkaufsstellenleiters unterbringen."
„Schon gut", winkte ich ab, „und mit welchen anderen Tieren zusammen verkaufen Sie Stieglitze?"
„Mit ussurischen Tigern."
„Könnten Sie nicht mal eine Ausnahme machen und mir einen Stieglitz zusammen mit einem Angorakater verkaufen?"
„Bedaure, aber Angorakater geben wir nur zusammen mit brasilianischen Pythonschlangen ab. Ihre Länge beträgt sechs bis sieben Meter. Es sind Prachtexemplare. Ich kann sie Ihnen bestens empfehlen. In ihrer Heimat erwürgen sie sogar ausgewachsene Kühe. Mein Gott! Ist Ihnen nicht gut? Was doch die Leute heutzutage für schwache Nerven haben!
Na schön, Sie wollen also keine Python. Wenn ich Ihnen raten darf, nehmen Sie einen Dompfaff zusammen mit der

Heinz Frommann

keine bess're hinein.

Freundliche Rede lockt selbst eine Schlange aus ihrem Loch.
arabisch

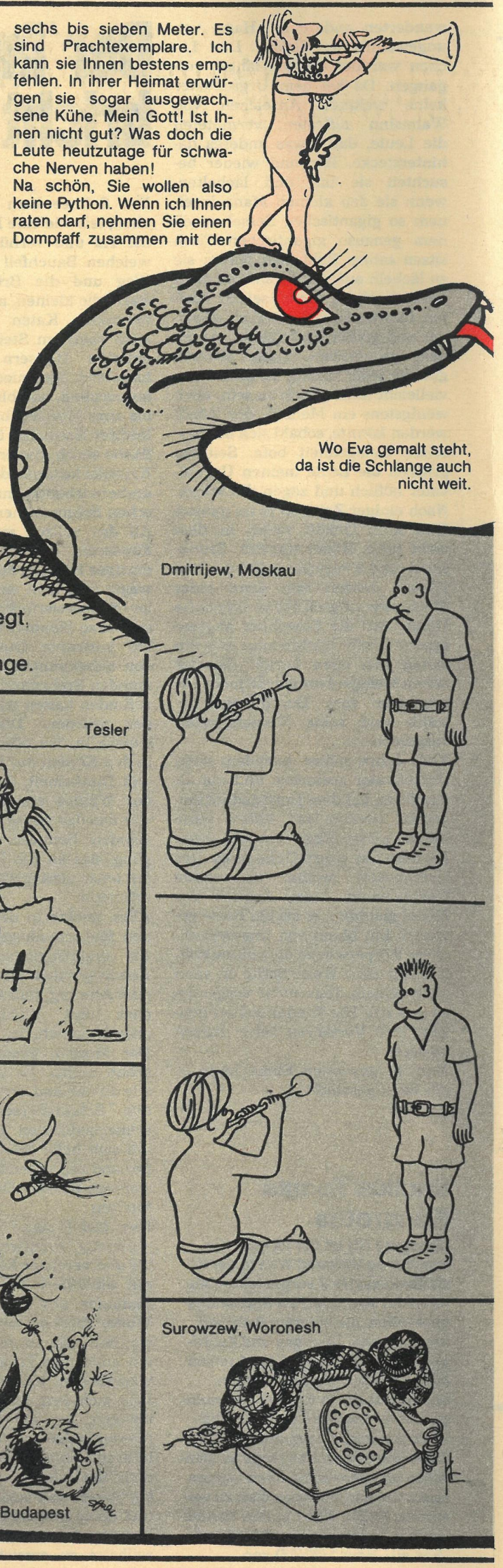
Ein Blinder fürchtet keine Schlange.
japanisch

Wo hohes Gras ist, sind auch alte Schlangen.
bulgarisch

2 Wochenspruch

Die Schlange wechselt wohl die Haut, aber nicht die Giftzähne.

Vlaber, Kaunas



Häutung: Man schlüpft aus seiner Haut in

Schleichwege: Wie wenig Verlaß ist auf eine Frau, die sich auf einer Treue ertappen

zähmt man nit, man zertritt sie! Friedrich Wolf

Kobra, denn erstens ist ein Dompfaff billiger als ein Kanarienvogel, zweitens ist die Kobra kein Elefant und braucht in der Wohnung weniger Platz, und drittens kommt die Kobra einige Monate ohne Nahrung aus. Man muß sie nicht so oft füttern."

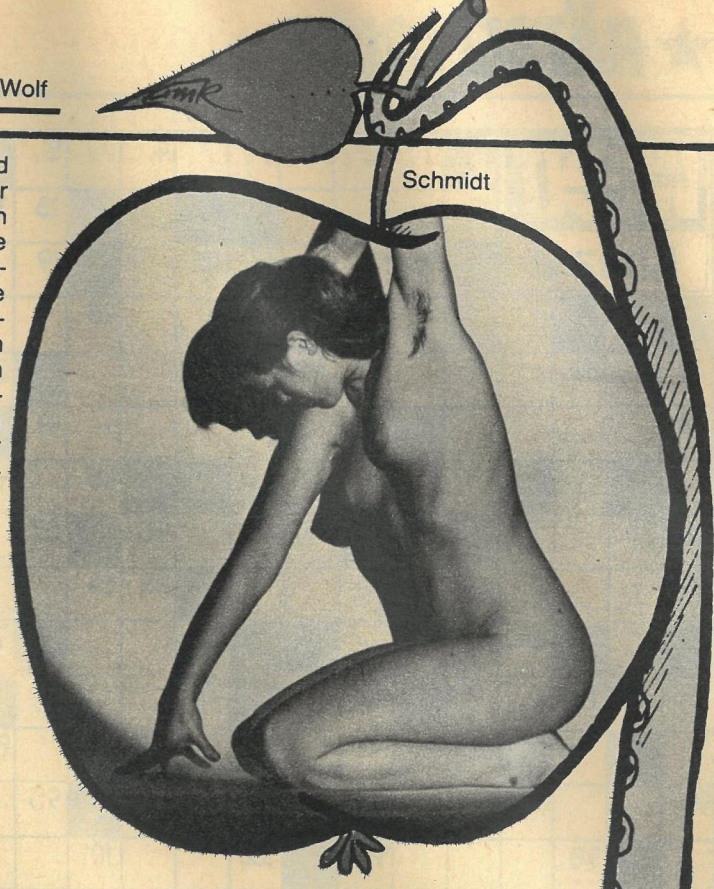
„Wahrscheinlich haben Sie recht", seufzte ich und gab mich geschlagen. „Na, sehen Sie", freute sich der Verkäufer.

„Die Kobra ist zwar eine Giftschlange, sie läßt sich aber leicht zähmen. Manchmal gelingt es sogar, ihr das Tanzen beizubringen."

„Ich werde aus ihr eine Honigbiene machen", konterte ich bissig, bezahlte und ließ mir die Tiere aushändigen.

Jetzt widme ich jede freie Minute der Kobra, um sie abzurichten. Meine Frau und der Sohn sind bereits am ersten Tag, als ich die Kobra und den Dompfaff nach Hause brachte, weggelaufen. Der Dompfaff wollte ihnen nachfliegen, doch der Käfig hinderte ihn daran. Er singt und frißt nicht mehr, seitdem er mit der Kobra zusammen in einem Zimmer ist. Nur meine Schwiegermutter ist geblieben. Sie ließ sich durch die Kobra nicht vertreiben. „Wartet nur", sagte sie, nachdem meine Frau und mein Sohn die Wohnung verlassen hatten, „ich werde euch schon das Tanzen lehren!" Bei mir hat sie es noch nicht geschafft, aber die Kobra macht sich..."

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka Gekürzt



Schmidt

Das Gift der Schlange ist immer noch besser als die Eifersucht der Frau.

arabisch

Warnung

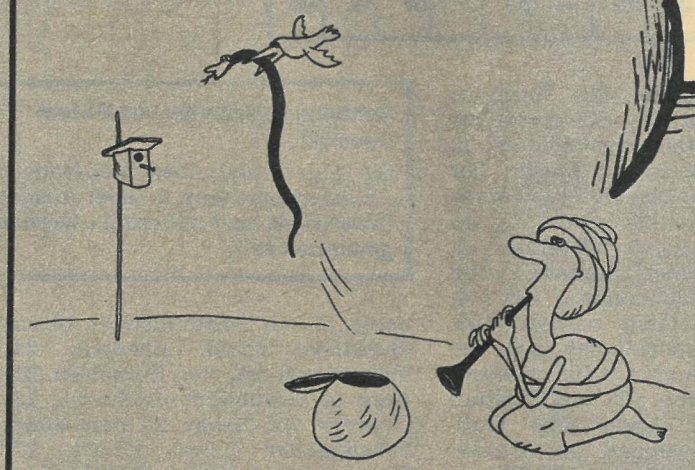
Bewunderst du lange
die Haut einer Schlange,
solltest du wissen:
sie hat dich schon gebissen.

M. Hinrich

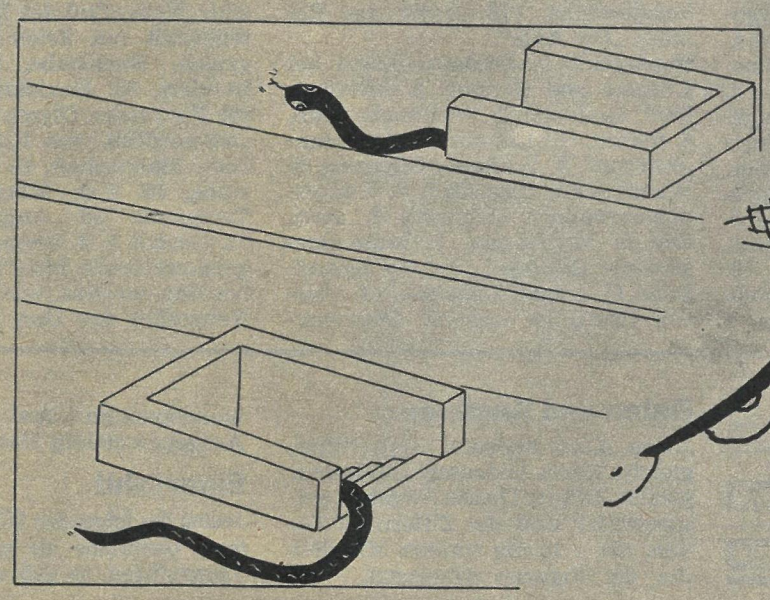
Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Sliva, Prag

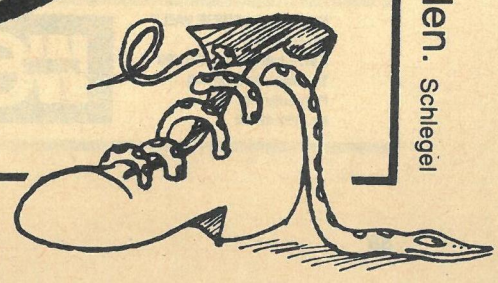
Schneider



Tesler, Moskau

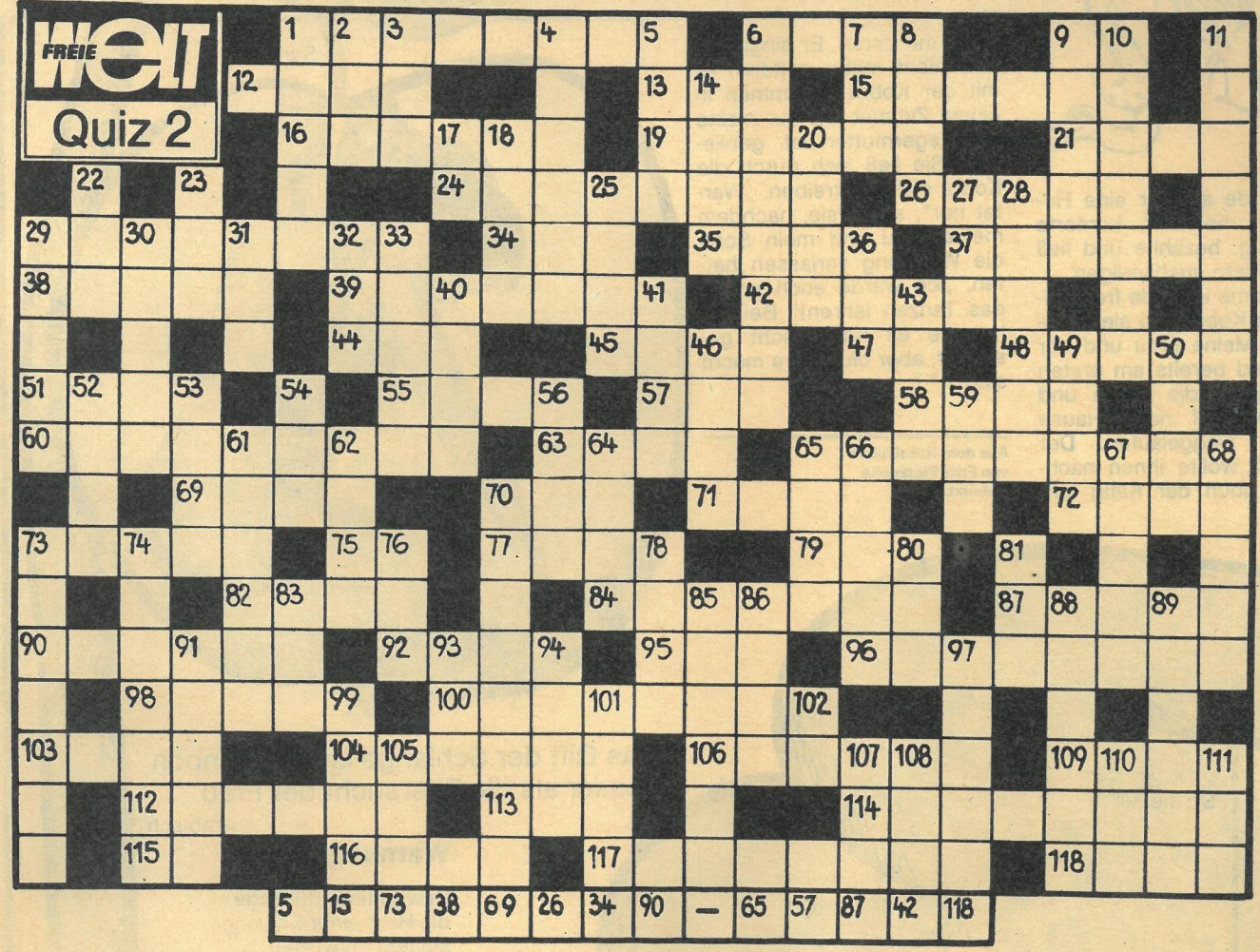


Neumann



Gefahrenstelle: Dafür, daß die Frauen meistens weniger sagen, als sie meinen, tun sie bisweilen mehr, als sie wollen. Schlegel

läßt! Sie ist heute dir, morgen einem andern treu. Karl Kraus



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. wasserreichster Strom Sibiriens, 6. Anrede für den Vater, 9. Tonartbezeichnung, 12. westafrikan. Hauptstadt, 13. Selenganebenfluß, 15. Flächenmaß (Mz.), 16. Lehrgang, 19. Inselatoll nordöstl. von Tahiti, 21. Schabeisen der Kammacher, 24. Urbild; Urtext, 26. Tierlippe, 29. i. d. Architektur Querbalken, Ausleger, 34. dichterisch: Adler, 35. Name mehrerer britischer Flüsse, 37. Ährenborste, 38. Amtstracht, 39. Roman von Anna Seghers, 42. Titel einer Beethoven-Sinfonie, 44. englisch: Öl, 45. ein Edelgas, 47. boxsportl. Niederschlag (Abk.), 48. Erfinder des Fahrrad-Vorläufers, 51. mongolisch-sowj. Quellfluß der Schilka, 55. Jungtier, 57. weibl. Singstimme, 58. englisch: Baum, 60. Stadt i. d. Armenischen SSR, 63. Seidengewebe mit Metallfäden, 65. Name der Prager Burg, 69. Großspeicher, 70. Abschnitt der Woche, 71. Farbton, 72. Wolganebenfluß, 73. größere Prosaerzählung, 75. französ. Artikel, 77. Kaviar vom Stör, 79. Abk. für Schweizer. Rundspruchgesellschaft, 82. Staat in Vorderasien, 84. eine Tragödie des Äschylus (525–456 v. u. Z.), 87. eintüriger Schrank, 90. Name der Moldau i. d. ČSSR, 92. römischer Kaiser, der nur von Januar bis April des Jahres 69 u. Z. regierte, 95. griech. Göttin der Verblendung, 96. bekannte Vulkaninsel zwischen Sumatera und Djawa, 98. Mädchenname, 100. i. d. Musik svw. mäßig bewegt, 103. Fluß durch Aschersleben, 104. Gesichtsausdruck (Mz.), 106. elektronische Bausteine, 109. ein Stadtteil Londons, 112. keramische Gußmasse, 113. Seewind des Gardasees, 114. Männername, 115. Elternaktiv (Abk.), 116. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 117. ein Nadelholzgewächs, 118. Autor des Romans „Die Aula“.

Senkrecht: 1. Austauschkarte bei Canasta und Rommé, 2. straußenähnl. Laufvogel, 3. Wartanebenfluß, 4. männl. Gestalt aus Kleist's „Amphitryon“, 5. Vorname Gagarins, 6. Wandschirm (französ.), 7. Panzerabwehrkanone (Kurzw.), 8. sowj. See in Mittelasien, 9. Musicalgestalt aus „My fair Lady“, 10. zentralasiat. Fluß zum Baikalsee, 11. Viereck (Mz.), 14. tschech. Mädchenname, 17. ein Umstandswort, 18. radioaktives chem. Element, 20. kleine Insel östl. von Sumatera, 22. Berg in Graubünden/Schweiz, 23. Operette von Lehár, 25. russ.-sowj. Schriftsteller („Der Ainu“), 27. Komponist der Oper „Die Zaubergeige“, 28. Stadt im Norden Brasiliens (am Fluß Tocantins), 29. westsibir. Nebenfluß des Irtysch, 30. Titelgestalt bei Erich Kästner, 31. griech. Buchstabe, 32. russisch: hundert, 33. Heidekraut, 36. Abk. für Nationales Olymp. Komitee, 40. Ort nordöstl. von Kasan, 41. englisch: Mannschaft, 43. griech. Buchstabe, 46. russ. Männername, 49. Turngerät, 50. Angaranebenfluß, 52. Gestalt a. d. Verne-Roman „Die geheimnisvolle Insel“, 53. grenznaher Ort nordöstl. von Lissabon, 54. Nebenfluß des Don, 56. Lampenoder Kerzenruß, 59. Abk. für Reichsbahndienstsache, 61. im Altertum Hauptstadt Assyriens, 62. Halbinsel im NNW der UdSSR, 64. griech. Vorsilbe, auf Landwirtschaft bezüglich, 65. Eile, 66. sagenhafter Warägerfürst, 67. Angehöriger einer afrikanischen Völkergruppe, 68. südamerikan. Laufvogel, 70. russ.-sowj. Dichter (1896–1979), 73. Küstenstreifen zwischen Cannes und La Spezia, 74. künstlerische Vormittagsveranstaltung, 76. Eisenhüttenkombinat Ost (Abk.), 78. Wadi im Norden Saudiarabiens, 80. german. Wurfspieß, 81. schott. Fluß zur Nordsee, 83. nordische Meeresgöttin, 85. gazeartiges Gewebe, 86. japan. Stadt östl. von Nagoya, 88. astronom. Entfernungseinheit, 89. Titelgestalt bei Lessing, 91. Kampfplatz, 93. technische Masseeinheit (Abk.), 94. europ. Strom zur Ostsee, 97. Operettengestalt aus „Die Fledermaus“, 99. Fluß im NW Kasachstans, 101. Stammvater eines sagenh. Riesengeschlechts, 102. Abk. für Order, 105. Abk. für Indolessigsäure, 107. Männername, 108. Langarmaffe, 110. Großmutter, 111. Ansiedlung.

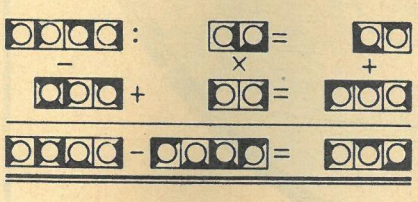
Er war noch keine 40 Jahre alt, als er am 2. Januar 1923 starb. Doch er hinterließ ein unsterbliches Werk, der tschechische satirische Schriftsteller, dessen Vor- und Familienname das Lösungswort des heutigen Rätsels bildet.

Achtung, liebe Leser und Rätselfreunde!

Sie können sich über zwei Neuerungen auf der Rätselseite 38 freuen: Ab sofort erscheint in **jeder** Ausgabe der FREIEN WELT **ein Kreuzworträtsel-Quiz**, und außerdem werden doppelt soviel Preise wie bisher zu gewinnen sein.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis.
Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 5. März 1986 (Poststempel). Und bitte die Marke Quiz 2 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen!
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 7/1986 der FREIEN WELT.
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neues Wortende hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:
Rada – Riege – Ras – Ala – Qual – Tang

Die neuen Endbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für den letzten Tag des Monats.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

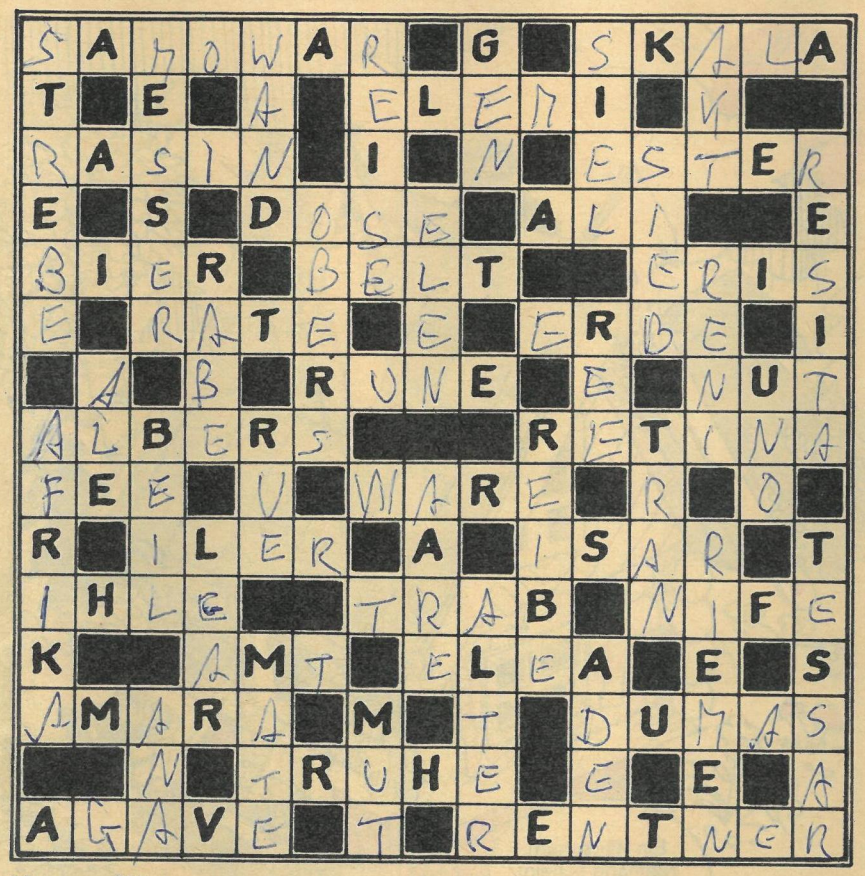
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Amt. Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. schweizer. Rheinnebenfluß, 2. Hauptstadt der VDR Jemen, 3. Erdteil, 4. tropisch-subtrop. Faserpflanze, 5. Abschnitt der Bühnenwerke, 6. deutscher Bühnen- und Filmschauspieler (gest. 1960), 7. engl. Biersorte, 8. arab. Männername, 9. Lebensjahre, 10. Bittermittel, 11. Behörde, 12. Zitatensammlung, 13. Spaltwerkzeug, 14. Meerenge zw. Fünen und Seeland/Dänemark, 15. alkohol. Getränk, 16. Behältnis, 17. französ. Schriftsteller („Die drei Musketiere"), 18. altgriech. Philosophenschule, 19. trop. Harzart, 20. svw. Elch, 21. Nachlaß, 22. griech. Göttin der Zwietracht, 23. chem. Verbindung, 24. Märchenwesen, 25. Erbfaktor, 26. abgelaichter Hering, 27. Schabeisen der Kammacher, 28. Donaunebenfluß, 29. sagenh. Keltenkönig, 30. südamerikan. Tee, 31. Besteckteil, 32. Tapferkeit, 33. Schwermetallkern der Erde (Kurzw.), 34. rillenförmige Vertiefung, 35. österr. Bezeichnung für Sahne, 36. Standvogel, 37. Führer eines Kosaken- und Bauernaufstandes in Rußland 1670/71, 38. Teilbetrag, 39. Wendekommando, 40. Küchengerät, 41. Ortsveränderung, 42. ital. Maler des 16./17. Jh., 43. Ruhegeldempfänger, 44. rumän. Industriestadt im Banat, 45. Netzhaut des Auges, 46. Leibgurt, 47. französisch: Straße, 48. german. Schriftzeichen, 49. russ. Teemaschine, 50. Küchengerät, 51. kl. Deichschleuse, 52. Stufenfolge, Reihe, 53. schräge Stütze, 54. lichtstarkes Fotoobjektiv, 55. Gangart des Pferdes, 56. Fischfett, 57. Kastenmöbel, 58. Weltorganisation (Abk.), 59. Trennelement zwischen Zimmern, 60. Handelsprodukt.

Silbenrätsel

Aus den Silben buch – che – der – el – ge – i – in – in – in – ka – le – li – lu – mie – o – ra – ran – ran – rek – rist – rus – se – sen – sta – stat – ta – ta – tar – tät – te – te – tou – tut – ven – vi – vi – wa – xus sind 15 Wörter zu bilden. Die ersten Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen, ergeben ein Zitat aus Goethes „Götz von Berlichingen" (ch = 1 Buchstabe):
1. große Echse Afrikas, Asiens und Australiens, 2. Südfrucht, 3. Lebenskraft (latein.), 4. sowj. Reisebüro, 5. Mädchenname, 6. Fibel, 7. Üppigkeit; Prunk, 8. Bestandsverzeichnis; Einrichtung, 9. eine Naturwissenschaft, 10. Fluß im Kaukasusvorland, 11. Asiat, 12. Operngestalt aus „Der fliegende Holländer", 13. Bescheinigung, schriftl. Zeugnis, 14. fliegender Jüngling der griech. Sage, 15. Satzung.

SCHACH

Vorzeitiger Sieg
ITALIENISCH, Jaschelin (Sowjetunion) – Skorpik (ČSSR): **1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lc4 Lc5 4. c3 Sf6 5. d3 d6 6. 0–0 0–0 7. Lb3 a6 8. Te1 La7 9. h3 Le6 10. Sbd2 Dd7 11. Sf1 Sh5?! 12. Sg5 Sf4 13. L:f4 ef 14. d4 L:b3 15. ab h6 16. Sf3 Se7 17. b4 Tae8 18. S1d2 c6 19. Sb3 Lb6 20. Sc1 g5 21. Sd3 Sg6 22. Sh2 De6 23. Dh5 Kg7 24. Sg4 Th8 25. e5! Df5 26. ed! T:e1+** (26. ... D:d3 27. T:e8) **27. S:e1 Dd5 28. Sf4 D:d6 29. Te1 f6 30. Te8! Sf8** (30. ... T:e8 31. D:h6+ Kf7 32. Dh7+ Ke6 33. D:g6) **31. Sd2 f5 32. Sc4 Dg6 33. Te7+ Kg8 34. Sce5! Schwarz gab auf** (34. ... D:h5 35. Sf6+ Matt).
Mit dieser Partie gewann der 63jährige Ingenieur P. G. Jaschelin vorzeitig die 22. Fernschach-Europameisterschaft. Jaschelin ist seit 1981 in der Mittelschule in Brjansk als Schachlehrer tätig.

Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. altgriech. Hirtengott, 2. nordamerikan. Büffel, 3. Spielkartenrest; Gutschein, 4. Pelzwerk, 5. islam. Grußwort, 6. Gespinsthülle, 7. Stamm von Nachwuchskräften, 8. Verkaufsraum, 9. Rätselfreund, 10. luftförmiger Körper.

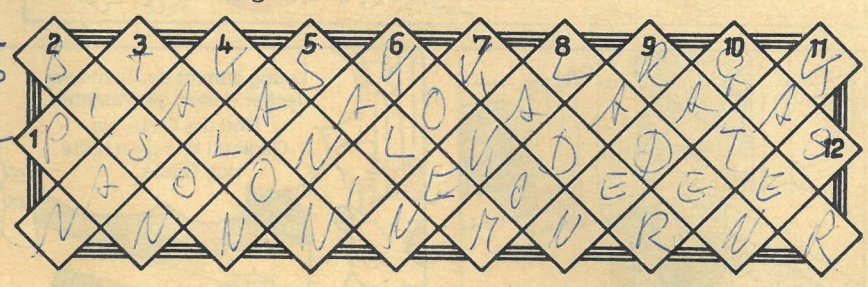
Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. Boden für Törtchen, 2. feinkörniger Zucker, 3. das Südpolargebiet, 4. nordwestfranzös. Landschaft, 5. Lehre von der Vorbereitung und Lenkung militär. Operationen, 6. Nachahmung, Nachbildung, 7. meteorolog. Begriff; Schneeschmelze.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – senkrecht – ergeben den Titel eines Romans von Anna Seghers.

1	T	O	R	T				
2			F	F	I	N		
3			T	A	R			
4			M	A	N			
5			R	A	T	E		
6						I	O	N
7			U	W	E			

Eins + Eins = Eins

Drossel – Hecht – Band – Wasser – Erz – Zucker – Kachel – Wäsche – Speise
Jedem der obenstehenden Wörter ist eins der folgenden hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen. Die Anfangsbuchstaben der Zweitwörter – in der oben gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Verschlußstreifen mit Steuervermerk:
Angel – Bart – Dampf – Eis – Engel – Leine – Nudeln – Ofen – Rohr.



Auflösungen aus Heft 3/1986

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Lomonossow, 7. Dudinskaja, 13. Bali, 14. Waran, 16. Amor, 18. Tuba, 20. Halali, 22. Lek, 23. Orest, 25. Idol, 26. Test, 28. Ali, 29. Leuna, 31. Met, 32. Besen, 33. Imme, 35. Gage, 37. Rio, 39. Spann, 41. Ana, 42. Bantu, 43. Korolenko, 46. TASS, 48. Mate, 49. Laken, 52. Koran, 54. ABI, 55. Snob, 57. Odem, 60. Los, 62. Matte, 63. Tatra, 65. Geer, 68. Aral, 70. Nekrassow, 72. Unter, 73. Ist, 75. Kappa, 77. Sen, 79. Inka, 80. Toni, 82. Raute, 84. Han, 85. Erika, 87. Ilm, 88. Gong, 91. Areg, 92. Agame, 94. Leo, 96. Nestor, 98. Rips, 99. Rist, 101. Laser, 103. Amin, 104. Rubinstein, 105. Eisenstein.

Senkrecht: 1. Lewitan, 2. Mur, 3. None, 4. Spa, 5. Oborin, 6. Ware, 7. Ditte, 8. Dubinin, 9. Stollen, 10. Acht, 11 Ahle, 12. All, 15. Alt, 17. Mole, 19. Adam, 21. Intourist, 24. Slip, 27. Strom, 28. Asse, 30. Laban, 31. Mensa, 32. Boot, 34. Maske, 36. Gas, 38. Iran, 39. Solo, 40. Alk, 44. legal, 45. Nest, 46. Taiga, 47. Tolbuchin, 50. Abt, 51. Nor, 53. Omsk, 56. Netto, 58. Dana, 59. Lese, 61. Satin, 62. Marke, 64. Tip, 66. Esse, 67. Rondo, 69. Ren, 71. Raum, 74. Stearin, 75. Kirgise, 76. Prag, 78. Gagarin, 81. Neer, 82. Rimini, 83. Alès, 86. Kasan, 88. Goa, 89. Star, 90. Trab, 93. Arie, 95. Elis, 97. Eau, 100. Tee, 102. Sue.

Kreuzgitter. Waagerecht: Elasan(21), Palast(57), Si(71), Trikotage(76), Nase(50), Tasche(74), Iler(33), Tatar(75), Said(69), Gärtner(29), Moderne(46), Ramin(63), BEA(14), Esse(25), Inn(36), Elefant(20), Pli(60), Arve(2), Aeta(4), Nias(52), Prag(62), Opa(56), Dederon(18), Ami(6), Esla(23), Tar(73), Anapa(8), Henning(32), Iguassu(34), Aloe(10), Ionen(35), Reet(65), Gorale(30), Emil(27), Langusten(39), Tevere(78), Adebar(12).
Senkrecht: Essig(22), Li(42), Starts(70), ars(5), Nieter(55), Post(61), Patron(58), Aga(13), Lesseps(41), Schindel(68), Ner(54), Car(16), Ede(26), Läden(37), Arate(7), Amiga(9), bit(15), Ananas(1), Nevada(48), Eterna(24), Spagat(67), Lese(40), Feme(28), Napo(53), Ri(66), Ta(77), Mir(47), Penelope(59), Dingo(19), Rupie(64) , Masse(45), Lineale(79), Aniene(3), Agneta(11), Marine(43), Hag(31), Nor(51), Sel(72), Uta(80), Neun(49), Lar(38), Med.(44), da(17).

Um die Ecke gedacht: Metronom.
Geschütteltes: Adel und Ammer = Marmelade.
Buchstabentausch: Boje, Flundern, Kinn, Gage, Luft, Bart, Kram, Sturm. – Jungfrau.

Füllrätsel: 1. Ratten, 2. Arbeit, 3. Barett, 4. Ararat, 5. Tamara, 6. Teller. – Rabatt.
Magisches Quadrat: 1. Ideal, 2. Darre, 3. Ernte, 4. Artur, 5. Leere.
Wabenrätsel: 1. Marine, 2. Nippel, 3. Señora, 4. Traber, 5. Selene, 6. Linnen, 7. Siesta, 8. Tribut, 9. Seance, 10. Rennen, 11. Seenot, 12. Butter, 13. Encina, 14. Ernten, 15. Toulon, 16. Eltern, 17. Carmen, 18. Genese, 19. Souper, 20. Pensum.
Raten und Rechnen:

5665	–	4644	=	1021
+		:		–
815	+	86	=	901
=		=		=
6480	:	54	=	120
–		×		+
1310	+	68	=	1378
=		=		=
5170	–	3672	=	1498

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

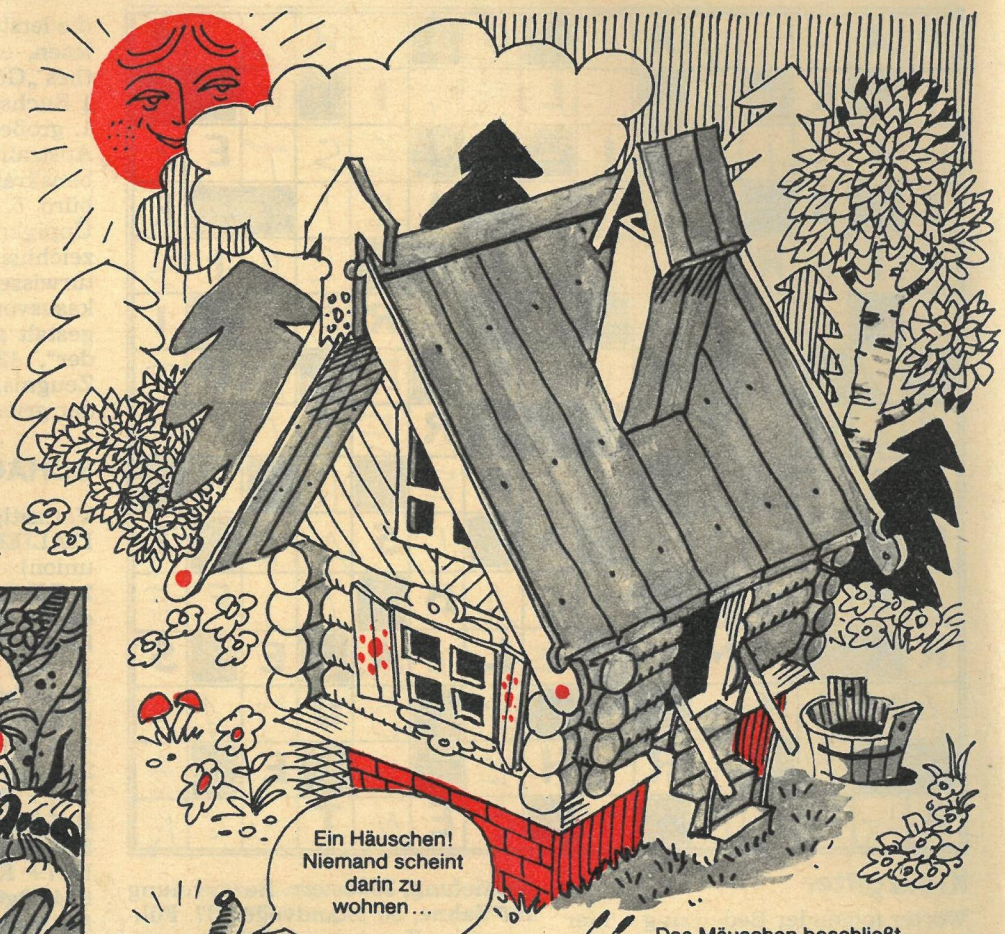
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

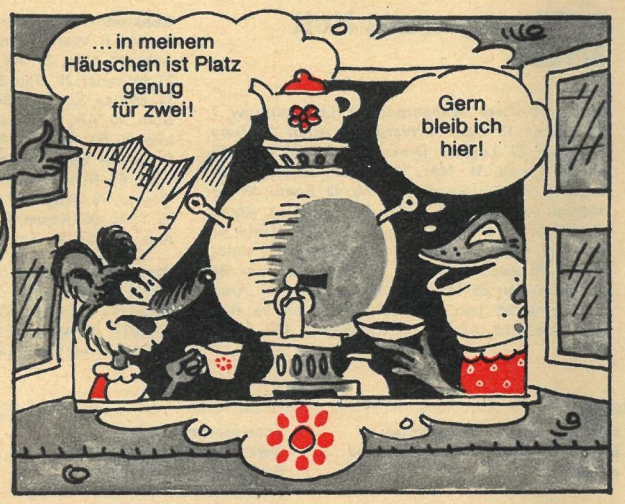
KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 1

Nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

An einem schönen Sommertag läuft eine kleine Maus durch den Wald, pflückt dort eine Beere, hier einen Pilz, schwatzt mit einem Käfer und singt ein Lied. Doch plötzlich bleibt sie verwundert stehen. Mitten auf der Lichtung sieht sie …



Das Mäuschen beschließt, einzuziehen. Es scheuert, putzt und schrubbt, bis alles blitzt. Dann rührt es den Teig, heizt den Backofen.



Und Quak, der Frosch, erzählt seiner neuen Freundin, welch tolles Abenteuer er gerade bestanden hat …

Fortsetzung von Seite 35

Der Tag bricht an

war das gleiche Geräusch. Ätzender brauner Rauch breitete sich aus, der keinesfalls an Tabak erinnerte. Der zerzauste Gnom, die krummen Beine angezogen, schlürfte den Wodka und schwieg. Alle blickten ihn an. Plötzlich begann eine Frau zu husten, auch die anderen belebten sich. Durch das Café ging eine leicht gespannte Erregung. Der Kellner schien von seiner plötzlichen Erstarrung auch wieder zu sich zu kommen. Er schaute zum Fenster hinaus auf die schneebedeckten reglosen Gondeln der Drahtseilbahn, dann glitt sein Blick erneut durchs Café, und er wandte sich an den Unbekannten, der sich hier ungestört für alle Zeiten eingerichtet zu haben schien: „Wie sind Sie hierhergekommen?"

Der komische Kauz reagierte nicht. Er trank einen Schluck Wodka und blies einen dicken atembenehmenden Rauchknäuel aus. Der verblüffte Kellner wiederholte seine Frage nicht noch einmal.

Einer der Männer rief: „Er ist wohl mit seinen Skiern vom Himmel gefallen!"

Der Gnom schien etwas sagen zu wollen, doch das einsetzende laute Lachen hinderte ihn daran. Alles lachte. Seltsam, die nahezu gespenstische Stimmung verflog, verschwand mitsamt der unverhofft hingeworfenen Phrase, und der Alte wurde zum Prachtobjekt allgemeiner Heiterkeit. Einige Männer und Frauen nahmen neben ihm Platz. Jemand füllte sein Glas, bot ihm Zigaretten an statt seiner stinkenden Pfeife, aber er schüttelte den Kopf. Alle amüsierten sich. Erzählten Witze, lachten wiehernd und trampelten mit den Füßen. Nur der Unbekannte blieb ruhig. Er schlürfte den Wodka wie Tee und paffte seine Pfeife. Der Alkohol regte ihn anscheinend an, und er ließ immer öfter sein „Kch, kche" hören.

Inmitten der farbenfroh gekleideten Männer und Frauen, der funkelnden Bar und des spiegelblank gebohnerten Fußbodens, inmitten des ganzen fröhlichen Beiwerks wirkten die abgewetzte Schafspelzjoppe und die dicke graue Wollhose wie ein plumper Maikäferpanzer zwischen leichten Schmetterlingsflügeln.

Auf dem Höhepunkt der Begeisterung fragte jemand: „Hast du auch Dokumente, Väterchen?"

Niemand schien die Frage gehört zu haben, aber der Alte wurde unruhig und holte einen abgegriffenen Papierfetzen aus der Tasche. Eine Frau schnappte ihn sich und begann schallend zu lachen. Es war eine Bescheinigung, 1768 in den Beskiden ausgestellt, die besagte, daß der Mann gegen eine bestimmte Krankheit geimpft worden war. Der Fetzen ging von Hand zu Hand, und alle lachten nur noch fröhlicher.

„Du hast also auch noch einen Großvater!" staunte der Mann, der sich den Scherz mit den Skiern erlaubt hatte.

Er klopfte dem Gnom vergnügt auf die Schulter. Der Alte ließ kein Wort verlauten. Er trank den Rest Wodka aus, setzte die Mütze auf, steckte die Pfeife in den Mund und stieg von seinem Hocker herab. Alle warteten, daß er etwas erwiderte, doch vergeblich. Die gebeugte Gestalt stakte zur Tür, von den Stiefeln fielen einige Strohhalme ab.

„Vielleicht sollen wir die Seilbahn einschalten?" fragte der Kellner.

Doch der Alte öffnete die Tür, nahm seine Skier und begann sie an die Stiefel zu binden, die Pfeife noch immer im Mund.

Die Frauen und Männer traten hinaus in den Schnee, beobachteten, wie seine krummen Finger sich zum Zuschnüren der Strippen rührten und Reif sich in seinen Schnurrbart setzte.

Der Alte richtete sich auf, blickte die Gruppe der Männer und Frauen nicht einmal an, trat an den Steilhang und schoß in die Tiefe. Der erste Felsen warf ihn hoch in die Luft: jemand schrie auf, aber der Alte glitt schon wieder über den Schnee und verschwand zwischen Bäumen und Steinen. Die Leute am Steilhang schwiegen noch immer. Ein Streichholz wurde angerissen, ein blaues Zigarettenwölkchen zerrann in der Luft, und alle traten langsam wieder ins Haus. Die besten Skiläufer des Landes und ihre Frauen gingen in ihre Zimmer, lasen Zeitung, standen am Fenster und blickten in die Ferne, auf die schneebedeckten Berge, den Weg und die Brücke über den Bach. Doch die Zeitungen waren uninteressant, die Berge hatten sie schon oft betrachtet, so lagen sie oder rauchten.

Unten im Café räumte der Kellner die Tische ab, wischte sie mit einem feuchten Tuch, wusch die Gläser und ließ seinen Blick durch den behaglichen hellen Raum schweifen. An der Bar lag ein vergilbter Papierfetzen. Der Kellner hob ihn auf, faltete ihn vorsichtig und steckte ihn in die Brusttasche seiner Jacke. Dann betrachtete er die in Reih und Glied aufgestellten Tische, die Bar und die Tür, die geschlossen war, und einen Augenblick lang erschienen ihm das Café, das Hotel und die Menschen darin nicht mehr so freundlich wie bisher. Er trat ans Fenster, blickte auf die schneeigen Weiten, die Häuschen im Tal, den Rauch, der aus den Schornsteinen stieg, und spürte plötzlich, daß im Café außer ihm noch jemand war. Er wandte sich um, aber er war ganz allein.

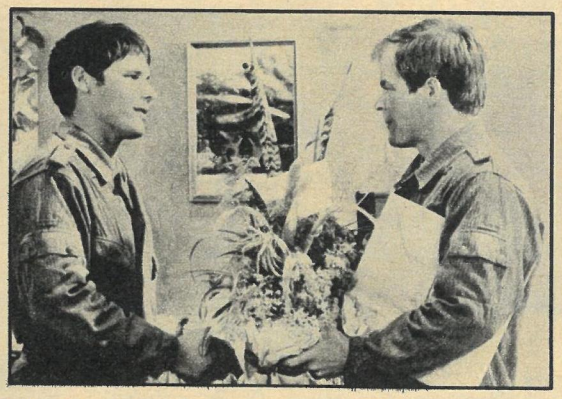
Deutsch von Irene Brewing

FILME FÜR SIE

Zur Woche der Waffenbrüderschaft vom 23. 2.–1. 3. 1986

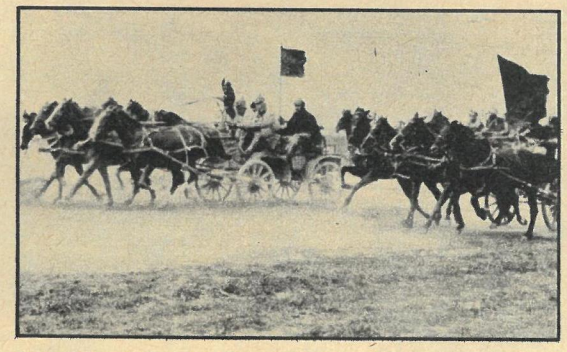
Drost / DDR
Ein Mann am Wendepunkt seines Lebens – die Geschichte eines Offiziers der NVA.
Klaus Schleiff als Oberstleutnant Jürgen Drost
Regie: Claus Dobberke

Befehl: Lebend fangen / UdSSR
Aus Moskau an die Grenze – schmerzliche Erfahrungen einer jungen Soldatenfrau
Regie: Viktor Shiwolub



Ein Katzensprung / DDR
Dienst in der Volksarmee – Prüffeld für Haltung und Leistung. In der Rolle des Leutnants Riedel: Walter Plathe
Regie: Claus Dobberke

Der Gegenzug / UdSSR
Aufklärer im Einsatz –
Mensch und Technik im Manövertest
Regie: Michail Tumanischwili



Die Erste Reiterarmee / UdSSR
Ein Tag im Leben des Semjon Budjonny (1883–1973) – Nach den Memoiren des legendären Reitergenerals –
Regie: Wladimir Ljubomudrow

Progress Film-Verleih

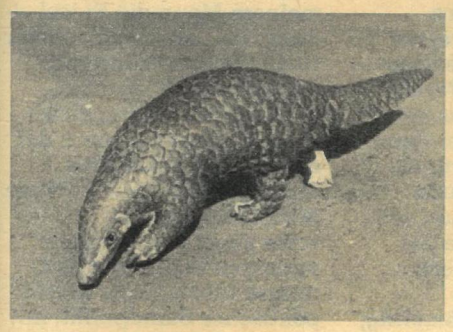
Der wandelnde Zapfen

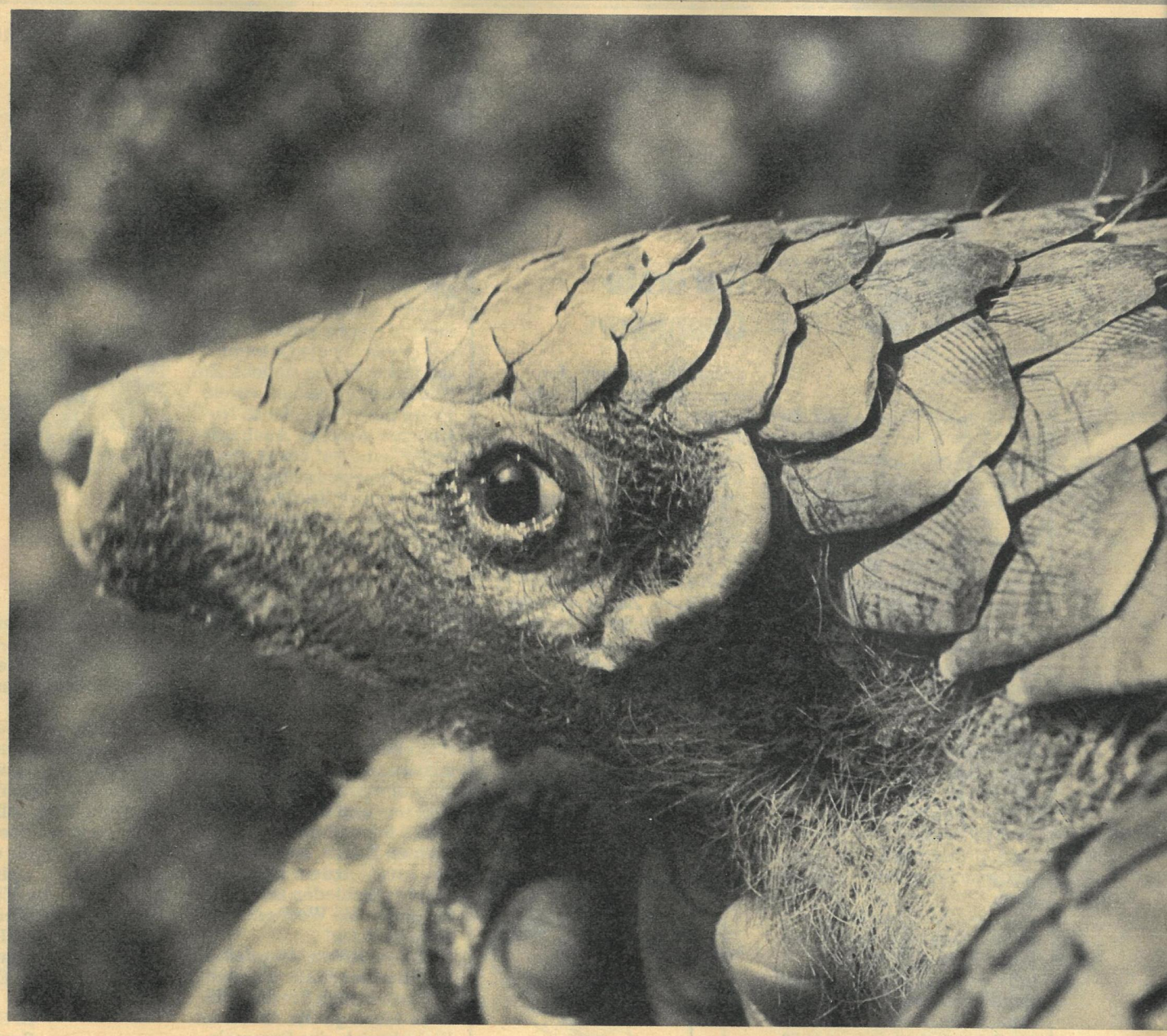
Ein Pangolin im Prager Zoo

Das groteske Lebewesen ist keine Echse, sondern ein zu den Säugetieren gehörender Pangolin. In Hanoi entdeckte ein tschechischer Bürger auf dem Markt ein solches „Schuppentier", das er preisgünstig erwarb, um die äußere Hülle seiner Sammlung einzuverleiben; Pangolins gelten als schwer zu halten und wurden in menschlicher Obhut nie sehr alt.

Der neue Besitzer fand an dem immer anhänglicheren Jungtier so großen Gefallen, daß er allen Ehrgeiz daransetzte, es so lange wie nur irgend möglich am Leben zu erhalten. Nach Rückkehr aus Vietnam spazierte er täglich mit dem Pangolin in den böhmischen Wäldern, damit der seine Lieblingsnahrung – Ameisen, in den Tropen außerdem Termiten – selbst suchen und mit der fast 40 cm langen (!), von klebrigem Schleim überzogenen Zunge ins zahnlose Maul befördern konnte. Im Zoo, wo das Tier nun seit einer Weile lebt, erhält es Brei aus Ameisenpuppen, Getreide, durchgedrehtem Fleisch, Ei und Milchpulver. Eine gedeihliche Kost, der seltene Pflegling befindet sich in bester körperlicher Kondition!

Man kennt sieben Arten Schuppentiere, drei in Asien, vier in Afrika. Bei



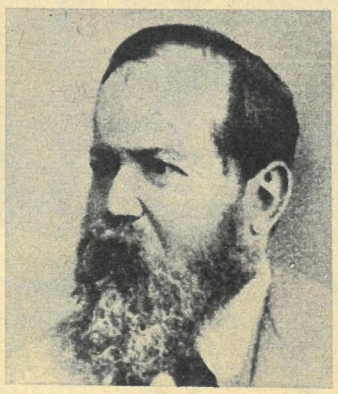


dem Prager Exemplar handelt es sich um einen Chinesischen oder Ohrenpangolin, Manis pentadactyla, der von Südchina über Hinterindien bis Nepal vorkommt. Die starken, nach hinten gerichteten Schuppen überlappen sich wie bei einem Fichtenzapfen – sie wachsen von unten nach und nutzen sich vor allem durch gegenseitige Reibung ständig ab. Dazwischen schauen einzelne oder kleine Büschel Grannenhaare hervor. Das dicht schließende, aus der Lederhaut stammende Schuppenkleid schützt die Pangolins vor den Angriffen bissiger Insekten, die Bauchseite der Tiere ist dagegen nahezu nackt.

Nach unbekannter Trächtigkeitsdauer – nicht das einzige Rätsel, das noch über die Pangoline zu lösen ist! – wird meist nur ein Junges geboren. Zur besseren Passage der Geburtswege sind die Schuppen des Nachwuchses anfangs ganz weich und geschmeidig; bis zur Härtung vergehen mehrere Tage. Zum Schlafen und zur Abwehr von Feinden rollen sich die Schuppentiere zu einer Kugel zusammen. Jungtiere werden anfangs mit in die „Schale" eingewickelt. Der Ohrenpangolin ist Baumbewohner und klettert wie eine Spannerraupe, der Schwanz dient als Klammer- und Stützorgan.

Dr. Joachim Haensel (Text)
Klaus Rudloff (Fotos)

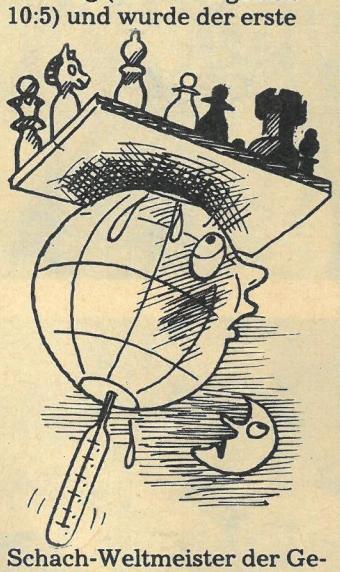
SCHACH-GESCHICHTEN



Wilhelm Steinitz (1836–1900)

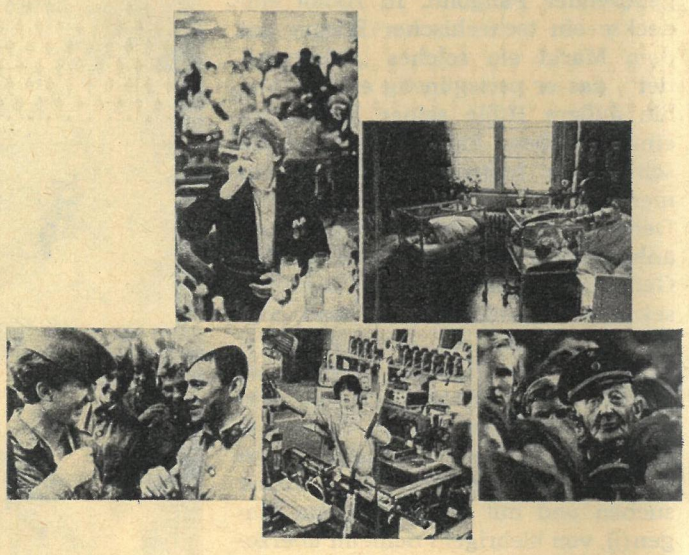
Der erste Champion

Vor hundert Jahren war die Welt vom Schachfieber erfaßt: In drei Städten der USA wurde ein Wettkampf ausgetragen, der erst beendet sein sollte, wenn einer der Kontrahenten zehn Partien gewonnen hat. Und derjenige, dem dies gelingt, würde Weltmeister sein. Bewerber um diesen Titel, den es bis dahin nicht gab, waren die beiden anerkannt stärksten Meister ihrer Zeit: Wilhelm Steinitz, in Prag geboren, 1862 nach England übergesiedelt, seit 1882 in den USA ansässig, und Johannes Hermann Zukertort, 1842 in Lublin geboren, 1865 in Breslau zum Dr. med. promoviert. Der vielseitig begabte Pole studierte auch Chemie und Physiologie, sprach elf Sprachen fließend und war ein sehr guter Pianist. 1866 beteiligte er sich auf preußischer Seite am Krieg gegen Österreich, als Arzt und – als Scharfschütze. Seit 1872 lebte er in England. Im Schach war Zukertort „Romantiker", Angriffsspieler mit scharfem Blick für Opfer- und Kombinationsmöglichkeiten. Auch Steinitz hatte als Romantiker begonnen. Dann jedoch zog er sich für mehrere Jahre vom Wettkampfbetrieb zurück, um – „ein anderer zu werden". Die Vorliebe für die Methodik exakter Wissenschaft ließ ihn Theorien ausarbeiten, die das Schachspiel, wie es die Romantiker verstanden, vollkommen umkrempelten. Unter anderem entwickelte er eine ganze Lehre von den Schwächen. So schuf er die Grundlagen des positionellen Schachs, auf denen im wesentlichen – nach Überwindung eines gewissen Dogmatismus – auch das heutige Spiel beruht. „Man tue die Schachfiguren in einen Hut, schüttele sie kräftig und schütte sie aus einer Höhe von zwei Fuß aufs Brett – dann hat man Steinitz' Spielweise", schrieb, sozusagen im Namen aller Romantiker, der starke englische Meister Henry Bird. Steinitz selbst sah das anders – und richtiger. Ein Jahr vor seinem Tode schrieb er im „American Chess Magazine": „Ich war ... Weltmeister, weil ich meiner Zeit um zwanzig Jahre voraus war. Ich spielte nach bestimmten Grundsätzen, die weder Zukertort noch irgendeiner meiner Zeitgenossen verstand." Der erste Kampf um die Weltmeisterschaft begann am 11. Januar 1886 in New York. Zukertort zog 4:1 in Front. In St. Louis glich Steinitz aus, und die Schlußphase der Auseinandersetzung in New Orleans stand ganz im Zeichen der Überlegenheit des Pragers. Am 29. März errang Wilhelm Steinitz seinen zehnten Sieg (Gesamtergebnis 10:5) und wurde der erste



Schach-Weltmeister der Geschichte. Sein Sieg war der Triumph der modernen Schachschule über die Romantik. Die Amerikaner waren von dem Match begeistert. Nichts dergleichen hatten sie je erlebt. Die Zeitungen schickten Reporter in großer Zahl zu den Schauplätzen des Geschehens. Sie konnten zwar, wie Schonberg schreibt, ein Schachbrett nicht von einem Kreuzworträtsel unterscheiden, aber das tat der Farbigkeit ihrer Berichte keinen Abbruch. Bei aller Skurrilität der Berichte im einzelnen trug die enorme Publizität, die dem Match zuteil wurde, entscheidend dazu bei, daß der Wettkampf als Weltmeisterschaft und Steinitz als Weltmeister anerkannt wurden. Denn eine internationale Föderation, die den Titel hätte ausschreiben und vergeben können, gab es damals nicht. *Heinz Stern*

Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED



Ein Paket für Nikaragua

Fünf Bilder aus unserem Alltag. Fast 200 Leser haben uns seit der ersten Veröffentlichung in Heft 1/86 ihre Gedanken geschrieben – über Empfindungen und Erfahrungen, über Erlebnisse und Erwartungen.

Es ist schon eine große Verantwortung, drei Kinder großzuziehen. Unsere Älteste geht in die 3. Klasse. Wir haben uns mit ihr darüber unterhalten, warum sie die Schule besucht. Sie weiß jetzt, daß wir dafür nichts zu bezahlen brauchen, daß unser Staat viel Geld für ihre Schulbildung und spätere Lehrausbildung ausgibt. Und daß sie mit guten Zensuren nicht nur uns Freude macht, sondern damit etwas für die Gemeinschaft tut, in der sie lebt. Zu Weihnachten haben wir ein Paket für die Kinder in Nikaragua gepackt. Auch unsere Kleine hat etwas von ihrem Spielzeug abgegeben.

Familie Kuhle, Stendal

Wir haben vor einigen Monaten geheiratet. Bisher war es aber eigentlich nur eine Ehe auf dem Papier, denn mein Mann leistet zur Zeit seinen dreijährigen Ehrendienst in der Bereitschaftspolizei. Danach wird er ein dreijähriges Studium zum Agraringenieur aufnehmen. Wir werden also noch lange besuchsweise zusammen sein. Doch wir sind uns einig, daß diese Zeit uns und unserem Staat nützt. Ich wohne zwar bei meinen Eltern, aber wir haben uns trotzdem für ein Kind entschieden und zählen schon die Wochen bis Anfang März!

Liane Röhrs, Magdeburg

Als Rentner fühle ich mich verantwortlich für die politisch-ideologische Arbeit im Wohnbezirk, das Sammeln von Sekundärrohstoffen, die Nachbarschaftshilfe und nicht zuletzt für die Hilfe bei der Vorbereitung der Volkswahlen 1986.

Herbert Skirka, Stralsund

Ein Problem lernte ich während meiner Schwangerschaft kennen. Manche Frauen rauchen und trinken Alkohol, als wäre nichts. Aber sie erwarten ein Kind. Man sollte doch bedenken, welche Verantwortung man für das neue Leben hat. In meiner Familie sollen Liebe, Zärtlichkeit, Geborgenheit und Friedlichkeit zu Hause sein, denn ich selbst hatte das nicht in meinem Elternhaus.

B. Schmeling, Saupersdorf

Wir gehen dem XI. Parteitag entgegen – da ist es schon gut, auch einmal die persönliche Bilanz über das Erreichte zu ziehen. Nach wie vor ist die Erhaltung des Friedens, der Kampf für eine glückliche Zukunft das wichtigste. Die Verantwortung für dieses große Ziel tragen wir alle. Ich habe meinem Mann die Entscheidung, ein Jahr nach unserer Hochzeit Berufsunteroffizier zu werden, nicht erschwert. Ich wußte, dieser schöne, schwere Beruf, der der Sicherheit unseres Landes dient, braucht einen Menschen, der sich voll auf seine Frau, seine Familie verlassen kann. Uns half unsere Liebe, unser klarer politischer Standpunkt, mit mancherlei Schwierigkeiten fertig zu werden. Der Dienst forderte oftmals Trennung, auch in Situationen, da ich meinen Mann gern an meiner Seite gehabt hätte, zum Beispiel bei schweren Erkrankungen unserer Kinder, bei der Vorbereitung notwendiger Um-

„Weiße Maus" in weißer Pracht. Vielleicht geruht der Fürst von Anhalt-Dessau allergnädigst die Despektierlichkeit zu verzeihen, wenn er von seinem Sockel aus erkennt, was im Wörlitzer Park vor sich geht. Gerüste an Bauten und allerlei Erdarbeiten zeugen von intensiven Werterhaltungsmaßnahmen und landschaftsgestalterischen Vorhaben zu Ehren des 250. Geburtstages seines Architekten Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff und natürlich zur weiteren Erbauung aller Besucher. ***Günter Sprengel, Dessau***

züge, bei der Renovierung der Wohnung …

Ursula Lücke, Frankenberg

An Stelle des jungen NVA-Angehörigen könnten auch unsere beiden Jungen abgebildet sein. Unser Ältester leistete drei Jahre seinen Ehrendienst. Heute gehört er zu den Kampfgruppen der Arbeiterklasse – wie sein Vater bei der Gründung im Jahre 1953. Unser Jüngster wird seinen dreijährigen Ehrendienst in diesem Jahr abschließen. Wir haben unsere Kinder, auch die beiden Mädchen, so erzogen, daß sie die deutsch-sowjetische Freundschaft begreifen lernten und nun selbst aktiv dafür eintreten.

Erika Müller, Potsdam

Ich denke, daß wir älteren Menschen gegenüber rücksichtsvoller sein, ihnen mehr Achtung entgegenbringen müßten. Denn schließlich haben sie das geschaffen, was wir heute besitzen. Aber immer wieder erlebe ich, wie „begeistert" gleich alle aufspringen, um beispielsweise einem älteren Fahrgast in Bahn oder Bus einen Platz anzubieten!

Yvonne Mewes, Werder

Der junge Mann gefällt mir. Haben wir nicht das Recht, stolz zu sein auf das von uns Erreichte? Als ich mit 19 meine Lehrlingszeit beendet hatte, erhielt ich mit dem Zeugnis den Laufpaß – arbeitslos. Zehn Jahre später, da war ich so alt wie der junge Arbeiter etwa, kam ich abgerissen und entnervt aus dem fürchterlichen Krieg zurück … Man möchte ihm zurufen: „Übe weiter deine Kräfte zu unser aller Nutzen, sorge weiter mit dafür, daß uns der Frieden erhalten bleibt, dein Stolz sei deine neue Kraft!"

Walter Lehmann, Leipzig

Stolz und Selbstbewußtsein – das geht in Ordnung bei dem jungen Mann. Auch mal ein Bier zur Feier des Tages und eine Zigarre. Aber allzuviel ist ungesund. Jeder sollte so leben, daß er seine Leistungskraft bis ins hohe Alter erhält – für sein Wohlbefinden, seine Familie, seinen Staat.

Herbert Otto, Otterwisch

Achtung und Ehrfurcht muß man vor solchen Menschen wie dem alten Bergmann haben. Wir sind verantwortlich, durch unsere Arbeit dafür zu sorgen, daß sie ihren Lebensabend genießen können. Aber wir haben auch die Pflicht, das fortzusetzen, was sie begonnen, wofür sie gekämpft und gelitten haben. Das heißt in der Schule fleißig lernen, im Beruf das Beste geben.

Wolfgang Neumann, Parchim

Schreiben Sie uns, wie Sie Verantwortung für unser Leben verstehen und selbst wahrnehmen! Zehn der in jedem Monat eingesandten Zuschriften werden mit je 100 Mark gewürdigt. Im Januar waren es: Jens Grabowski, Grimma; Ella Kumme, Berlin; Oskar Kunath, Hohenstein-Ernstthal; Hannelore Linde, Dresden; Susanne Mroske, Zittau; Henry Reinhardt, Karl-Marx-Stadt; Marlies Schomburg, Ruhla; Heinz Schreiber, Gotha; Petra Schulz, Gera; Angelika Woldenberg, Kemberg/Wittenberg. Richten Sie Ihre Briefe (auch Fotos) unter dem Kennwort „XI. Parteitag" an die Redaktion FREIE WELT, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29.

Strapazierfähig

Der Beitrag über Kuba (Heft 1/86) hat mir gut gefallen. Er hatte hohen Informationsgehalt.

Manfred Damrath, Bitterfeld

Ich bin selbst schon am Malecon spazierengegangen. Leider habe ich keine Haiflosse zu sehen bekommen.

Edith Dortwinkel, Cottbus

Werden Haifische in Kuba auf irgendeine Art wirtschaftlich genutzt?

F. Seidel, Dresden

Ja. Den kubanischen Fischern gehen in den reichen Fischgründen der Karibik oft Haie ins Netz. Traditionell genutzt wurden bislang Flossen und Zähne. Seit einiger Zeit nun werden Handtaschen und Geldbörsen aus Haileder hergestellt. Die Haut der Haie ist um ein Vielfaches widerstandsfähiger als Rindsleder. Fang und Verarbeitung sind jedoch nicht einfach. Die Tiere dürfen nicht verletzt werden. Regen, Wind und Sonne sind weitere Gefahren für die salzige Haut. Sie muß schnell an Land gebracht werden, da vom Gerbprozeß entscheidend die Qualität des Leders abhängt. Am hochwertigsten sind Häute von Junghaien.

Bei einem Besuch Kubas habe ich die Königspalmen bewundert. In ihren Wipfeln hingen Früchte, die wie Wein aussahen. Was hat es damit auf sich?

Erika Seebroch, Leipzig

Die Weinreben ähnlichen Früchte sind Palmiche. Sie werden bis zu 80 kg schwer. Geerntet werden sie von Desmochadores, von Palmiche-Pflückern, die mit Händen und Füßen die bis zu 25 Meter hohen Palmen erklettern. Palmiche sind ein hochwertiges Futtermittel für die Viehzucht, ein wichtiger Rohstoff für die Palmöl-Herstellung und die Kosmetikindustrie.

Bernd Siegmund

Kompliment!

„Tusch mit Profil" (FW 26/85) – interessant zu lesen! Mein Kompliment gilt besonders dem Foto auf der Titelseite.

Plamen Grozdanov, Ilmenau

Meine Schwägerin arbeitet im Betriebsteil Leipzig vom VEB Reifenkombinat Fürstenwalde als Sachbearbeiterin. Schon oft hat sie von den Erfolgen gesprochen, die die Reifenwerker aufzuweisen haben.

Else Wiesche, Bad Dürrenberg

Inzwischen ist die Fünfjahresbilanz 1981–85 des VEB Reifenkombinat Fürstenwalde gezogen. Einige Ergebnisse: In diesem Zeitraum stieg die Arbeitsproduktivität auf 213 Prozent; die Erneuerungsrate der Erzeugnisse übertraf 30 Prozent; die Konsumgüterproduktion wurde aufgenommen und erreichte einen Wert von über 20 Millionen Mark. Im Wettbewerb zum XI. Parteitag der SED stellen sich die Reifenwerker unter anderem folgende Ziele: 100 Tage vorfristig den Probebetrieb der Stahlkordanlage zu beginnen und die 1. Ausbaustufe der Industrieversuchsanlage „Holographische Reifenprüfung" im I. Quartal 1986 in Betrieb zu nehmen. Drei weitere Industrieroboter werden den Reifenwerkern „unter die Arme greifen", um die Arbeitsproduktivität kräftig entwickeln zu helfen. Bedenkt man, daß fast zu jedem zweiten DDR-Haushalt ein PKW gehört, dann sind das Fakten, die kaum einen von uns kaltlassen. Schwerpunkt der Leistungssteigerung ist im Verein mit PGH und privaten Handwerksbetrieben die Entwicklung des Pneumant-Service für PKW-Reifen.

Klaus Hurrelmann

Rechts ist links und umgekehrt

Ich bin schon mehrmals mit diesem Veteranen der Verkehrsgeschichte gefahren („Budapester Unterpflasteroberleitungsbahn", FW 26/85). Auf eine Besonderheit möchte ich noch aufmerksam machen: Nach ihrem englischen Vorbild fährt die Földalatti im Linksverkehr. Als ich das erste Mal mit der Bahn von einer Station auf der Népköztársaság-Straße in Richtung Stadtwäldchen fahren wollte, mußte ich erstaunt feststellen, daß der Zug aus der „verkehrten" Richtung kam. Auch das Warten auf die nächste Bahn hatte keinen Erfolg – die Richtung war immer noch dieselbe. So verließ ich die Station und entdeckte auf der linken Straßenseite den richtigen Eingang in Richtung Stadtwäldchen. Es gibt also auch für beide Richtungen getrennte Eingänge.

Siegfried Kandler, Sehma

Für Guben-Besucher

Zu ihrem Beitrag „Ehren-Kosak aus Guben" (FW 1/86): In unserer Stadt gibt es eine Gedenkstätte, wo man sich sehr gut über das Leben und Wirken des ersten Präsidenten der DDR informieren kann. Auch in unserem neueröffneten Stadt- und Kreismuseum „Sprucker Mühle" ist eine Vielzahl von Dokumenten zu sehen.

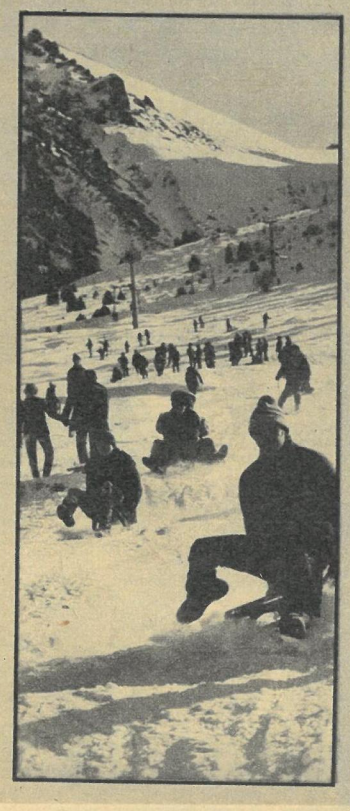
Hartmut Richter, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben

Nachlieferung

Ihr Titel 2/86 – ein Suchbild? Ich habe den attraktiven Rotfuchs hin und her gewendet, um den Pulverschnee zu entdecken – ohne Ergebnis.

Mia Schmidt, Erfurt

Wir versichern, der Schnee war da. Doch weil der Winterpelz ins rechte Licht gerückt wurde, verschwand er im Hintergrund. Hier eine Nachlieferung!



Preisfrage

Heft 4/86

Wieviel Sportsfreunde mußten einen Brennerpaß erwerben, um einen Gasometer zu entfernen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 2 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 6/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht beantwortet. Einsendeschluß: 26. Februar 1986. Auflösung von Heft 2/86: Astapowo. Wir gratulieren Rudolf Ritschel, Waren.

Aus aktuellem Anlaß entfiel der Beitrag zur Preisfrage 3/86.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Peter Meißner, M. Tschumin, Archiv; Vignette: Martin Kotsch

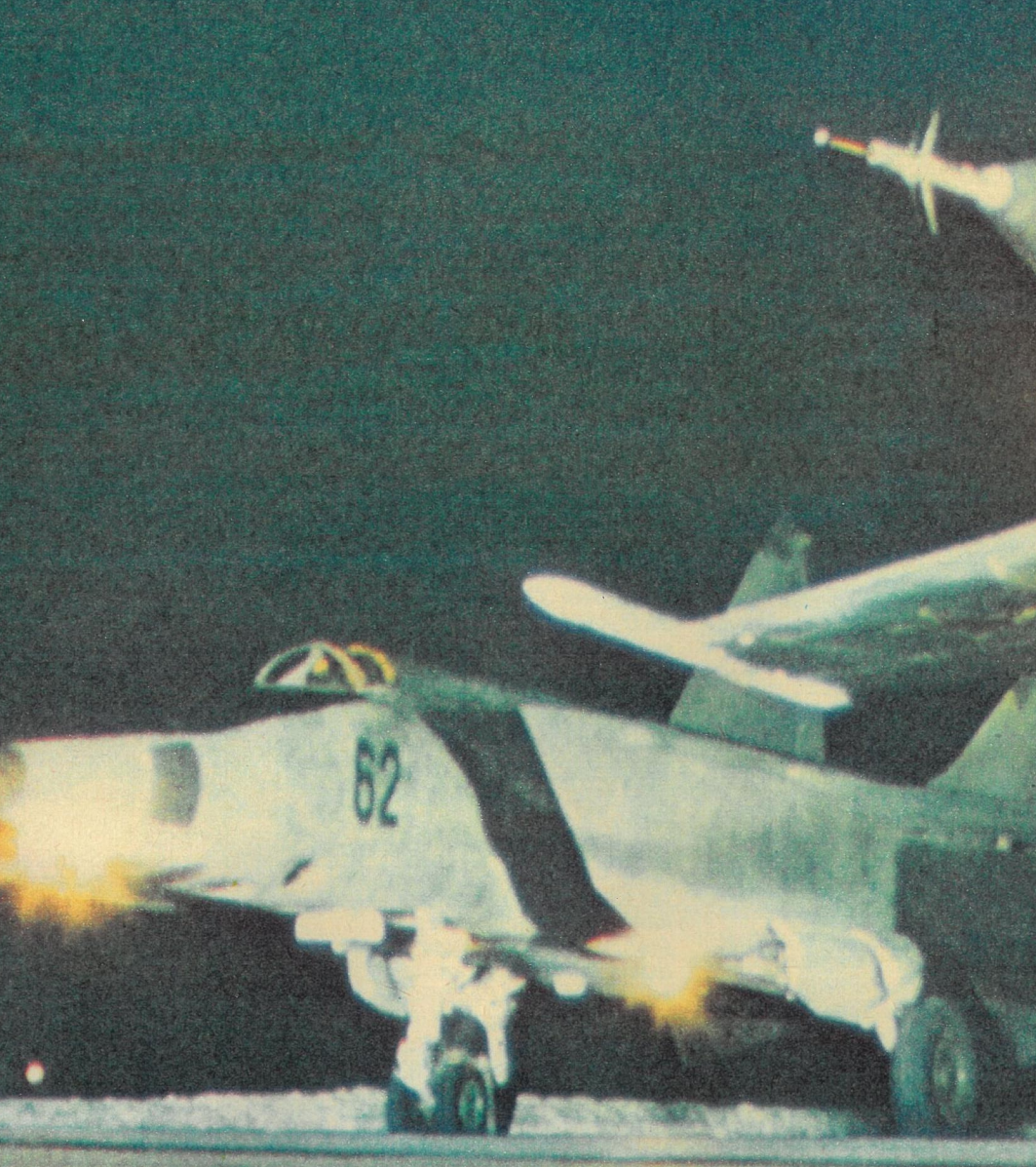
Liebe Kinder!

Die Auflösung der Preisfrage zur Kinderserie 14 (FW 2/86) heißt: „Esel, Hund, Katze, Hahn". Es gewannen: Sven u. Nico Kolberg, Hagenow; Anja Metzdorf, Ladeburg; Samira Putze, Apolda; Jenny Tröltzsch, Karl-Marx-Stadt; Ingo Neumann, Müncheberg; Kornelia Fritzsche, Prora; Marcel Schmieglitz, Altenhagen; Mike Schärfke, Berlin; Ada Kolloff, Neustrelitz; Stefanie Wendt, Wusterhausen. Herzlichen Glückwunsch!

Zu Greifvögel-1:

Es gewannen 100 M H. Schlegel, Döschnitz; 75 M G. Geißler, Dresden; je 50 M D. Gerlach, Niedergörsdorf, I. Höhne, Kolzenburg, J. Neumann, Löbau.

Wie Ikarus zum Drachen



Luftmarschall Jewgeni Sawizkij. Fliegen wie Ikarus, diese alte Menschheitsidee hatte ihn schon früh gefesselt. Den Traum vom Fliegen erfüllte ihm die Pflicht des jungen Kommunisten, der Pilot wurde, um sein Land zu schützen. Das Modell des Jakowlew-Jägers, das er in der Hand hält, weckt Erinnerungen an jene schwere Zeit, als er unter seinem Funkcode „Drakon" – zu deutsch Drache – den Aggressor in der Luft zum Kampf stellte. Heute verwirklicht er auf seine Weise den Ikarus-Traum, nachdem er nun endgültig von Maschinen wie der 3000 km/h schnellen MiG-25 (links oben) Abschied genommen hat.

wurde

FREIE WELT-Reporter Karl-Heinz Eyermann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) besuchten den Luftmarschall in Moskau

Wir treffen uns mit dem Marschall im Verteidigungsministerium am Ufer der Moskwa. Wir gehen den Parkettkorridor mit dem grünen, rotgeränderten Läufer entlang und sehen die Türschilder, Goldbuchstaben auf schwarzen, gläsernen Rechtecken. Die Namen von Marschällen der Sowjetunion. Marschälle der Artillerie und der Panzertruppen, Luftmarschälle. Schawrow, Rudenko. Und Sawizkij. In einer der oberen Etagen, mit Blick auf den Fluß, hat er sein Arbeitszimmer. Der Rat des Fünfundsiebzigjährigen ist noch immer gefragt, vor allem seine Erfahrung. Jedes Foto, das er in die Hand nimmt, hat eine Geschichte. Jedes Ereignis, das er schildert, ist mehr als ein Stück Sawizkij-Biographie. Episoden aus einem außergewöhnlichen Fliegerleben. Mehr als ein halbes Jahrhundert Luftfahrtgeschichte der Sowjetunion. Selbstzeugnisse und Selbsterlebtes verdichten sich zu Lebensprinzipien und Haltungsnormen eines Menschen, der Militär wurde, um sein Land zu schützen, um den Frieden stark zu machen.

Hier, an der LAGG-3, das erste Jagdflugzeug, das ich im Kampfeinsatz vor Moskau im Winter 1941 geflogen habe. Furchtbare Schneestürme und tiefhängende Wolken…

Hier, in meiner Fliegerkombination. Schwarze Jacke ohne Orden und Schulterstücke. So bin ich den ganzen Krieg über geflogen. Nie habe ich Dokumente mitgenommen. Für alle Fälle. Aber es war nicht in jedem Falle gut bei einem Absturz oder bei einer Notlandung…

Das ist meine Fünferkette mit den ersten Strahljägern, mit denen wir 1948 zur Luftparade in Tuschino den ersten Gruppen-Kunstflug vorführten…

Hier, das sind Überschall-Jäger, an deren Truppenerprobung ich in den fünfziger und sechziger Jahren selbst beteiligt war. Mit jedem Flugzeug, das für die Luftverteidigung als Truppenmaschine vorgesehen war, bin ich als erster gestartet. Mach eins, Mach zwei, Mach drei… (dreifache Schallgeschwindigkeit) … Da, ich sitze mit verbundenem Kopf zwischen den Offizieren des 3. Jagdfliegerkorps. Mai 1944. Da bin ich abgeschossen worden. Man redet nicht gern darüber, aber ich bin dreimal abgeschossen worden. Hinterher fragt man sich, was hast du da für einen Fehler gemacht?

Funkspruch im Äther:

„Hier Drakon. Ich greife an!“

Seit fünfundvierzig Jahren trägt der Marschall einen zweiten Namen. Nach seinem Funkcode „Drakon“. Warum wählte er ausgerechnet dieses Tier aus der Sagenwelt? Hat es nicht etwas Drohendes? Vielleicht eine psychologische Waffe? Sawizkij: „Mit einem Wort

kann man in der Luft niemandem Angst machen, schon gar nicht einem erfahrenen, hartnäckigen Gegner im Luftkampf. Um diesen Namen gibt es kein romantisches Drumherum. Ich hätte auch Radieschen oder sonstwie heißen können. Wie ich zu diesem Namen kam? Das ist viel prosaischer, als Sie annehmen…"

Ende 1941 erhalten die Kommandeure von Fliegereinheiten Tarnnamen, denn die jetzt von der Verteidigungsindustrie gelieferten Maschinen sind mit Funkstationen ausgerüstet. Nicht jeder noch so schöne Begriff eignet sich als Code für diese Geräte, deren Knattern Wörter zerfetzt und deren Rauschen ganze Sätze verschlingt. Sawizkij sitzt mit dem Nachrichtenchef seiner Division mehrere Male zusammen und berät mit ihm, welche Funkcodes am deutlichsten zu hören sind. Zweisilbige Wörter mit rollendem r scheinen das Knistern und Knacken der Bordsender am besten zu überstehen. So kommen die beiden auf die ausgefallensten Bezeichnungen für den Divisionskommandeur. „Redka", „Korma" und „Torscher" stehen zur letzten Auswahl. Nicht „Rubin", was Sawizkij besonders gefällt. Der Edelstein, sein Favorit gegenüber Rettich und Radieschen, war schon vergeben. Bevor man sich einigt, fragt Sawizkij noch mal: „Was schlagen Sie nun vor?" Anstelle einer Antwort zieht der Nachrichtenoffizier ein eben erhaltenes Telegramm aus der Tasche: „Für Sie, vom Kommandeur der Luftarmee, General Werschinin." Dann liest er vor: „Ich danke Ihnen, daß Sie drachenartig die Junkers auseinandergerissen haben." Er fügt hinzu: „Jewgeni Jakowlewitsch, mir gefällt das Wort ‚Drakon'. Zwei Silben und ein r. ‚Drakon' ist gut im Äther zu hören."

Der Krieg ist lange zu Ende, als man Sawizkij ein Dokument vorlegt, das Vergangenheit vergegenwärtigt. Unter der Registriernummer 380 248 wird eine Order des Befehlshabers der Luftflotte 4 der faschistischen Wehrmacht, Generalfeldmarschalls von Richthofen, deponiert, in der es heißt: „Bei Feindberührung ist besonders auf eine einzeln seitlich und über dem gegnerischen Verband fliegende Zweierkette mit Flugzeugen des Typs Jak zu achten. Wahrscheinlich handelt es sich um den russischen General Sawizkij. Alle Maßnahmen zur Vernichtung ergreifen." Weiter wird darin angegeben, daß dieser den Tarnnamen „Drakon" trägt und daß für den Abschuß oder die Gefangennahme eine hohe Belohnung winkt.

Wie Ikarus zum Drachen wurde

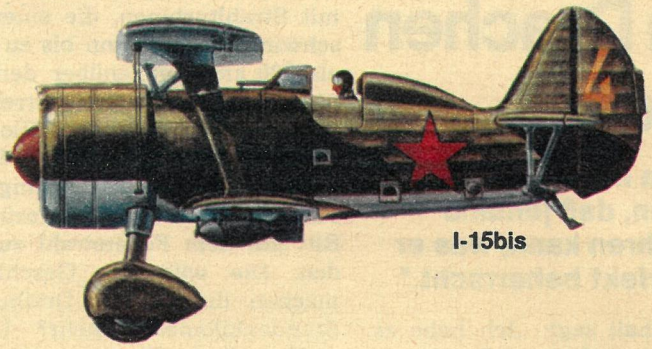
„Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand etwas lehren kann, was er nicht perfekt beherrscht."

Der Marschall sagt: „Ich habe es immer so gehalten, daß ich als erster oder einer der ersten von uns Militärfliegern in das Cockpit einer neuen Konstruktion gestiegen bin. Wie soll ein Fliegerkommandeur richtig urteilen, wenn er nicht selbst ein guter Pilot ist? Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand etwas lehren kann, was er nicht perfekt beherrscht. Ich habe jedes Flugzeugmuster, jede Modifikation eines Typs geprüft, bevor die Jagdflieger der mir unterstellten Verbände mit der Umschulung begannen. Ich wollte wissen, wie gut ist die Maschine? Ihre starken Seiten, aber auch ihre schwächeren erkunden. Jeder Typ hat seine Besonderheiten. Jeder größere technische Fortschritt wirft zuerst Probleme auf. Um sie zu lösen, muß man sie genau kennen…"

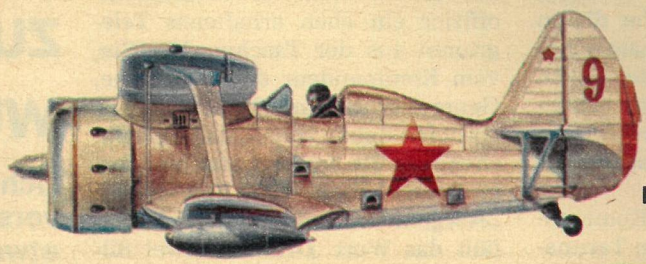
Mikojan, Lawotschkin, Suchoj, Alexejew und Jakowlew entwerfen nach dem Krieg die ersten Jäger mit Strahlturbinen, die einen Geschwindigkeitsgewinn bis zu mehr als 300 km/h gegenüber den Kolbenmotor-Flugzeugen erreichen. Bis zu über neunhundert Kilometer pro Stunde, für die Jahre 1946 und 1947 eine enorme Steigerung. Den Piloten scheint es ein ungezügelter Ritt auf dem Feuerstrahl zu werden. Die wildesten Geschichten machen die Runde. Dreihundert Stundenkilometer mehr? Unvorstellbar dieser Tempozuwachs, den man bisher nur in „homöopatischen Dosen" von 30 bis höchstens 50 km/h kannte. Wie soll man jetzt noch im geschlossenen Verband fliegen und Flügel an Flügel manövrieren? Wie groß werden die Kurvenradien sein? Kann man nur einzeln fliegen? Wie wirkt sich das Duell auf den Kampf in der Luft aus? Wie zwei Florettfechter oder wie zwei Kavallerieschwadrone? Gibt es überhaupt noch Gruppenkämpfe in der Luft?

Sawizkij, zum Generaloberst befördert, wird in seiner neuen Tätigkeit mit diesen Fragen konfrontiert. Er ist gerade Befehlshaber der Jagdfliegerkräfte der gesamten Luftverteidigung des Landes geworden, als die ersten Strahljäger in den Truppendienst eingeführt

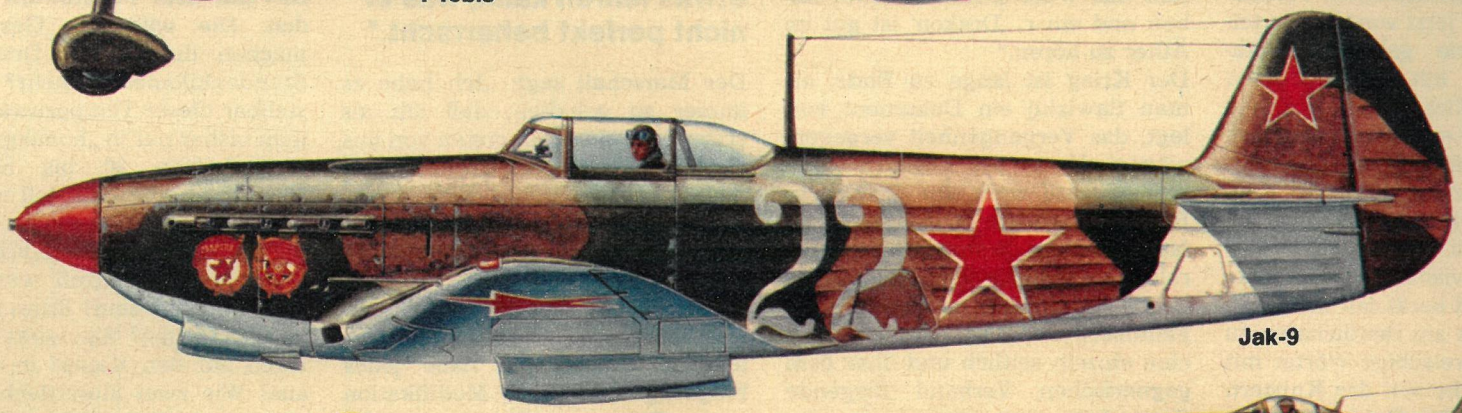
Empfang der Kunstflug-Weltmeisterin 1970: Luftmarschall Sawizkij umarmt seine Tochter Swetlana nach der Rückkehr von dem Kampf um den Titel (links). – Stolz des Vaters einer Raumfahrerin: Fotos von der Kosmonautentochter Swetlana in der Wohnung des Luftmarschalls (unten).



I-15bis



I-153 „Tschaika“



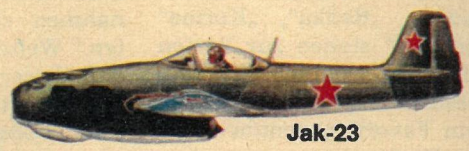
Jak-9

Jak-1

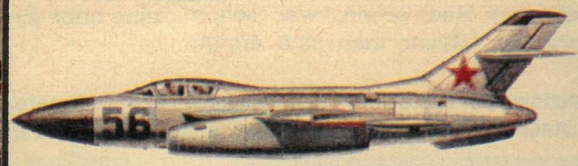
Jak-7

Jak-7b

Jak-17



Jak-23

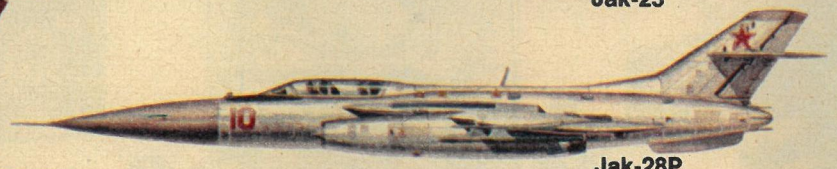


Jak-25P

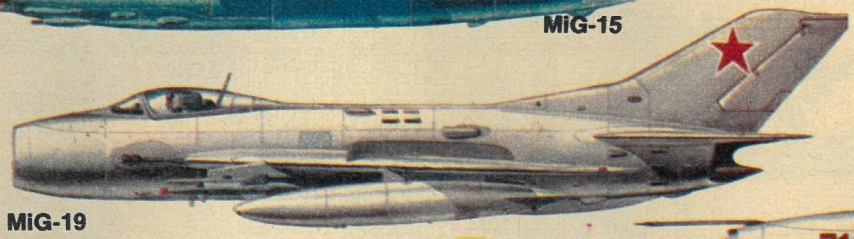
Jak-3

Jak-25

MiG-15

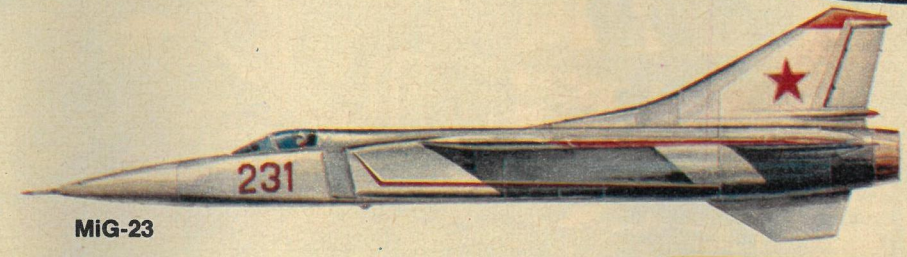


Jak-28P

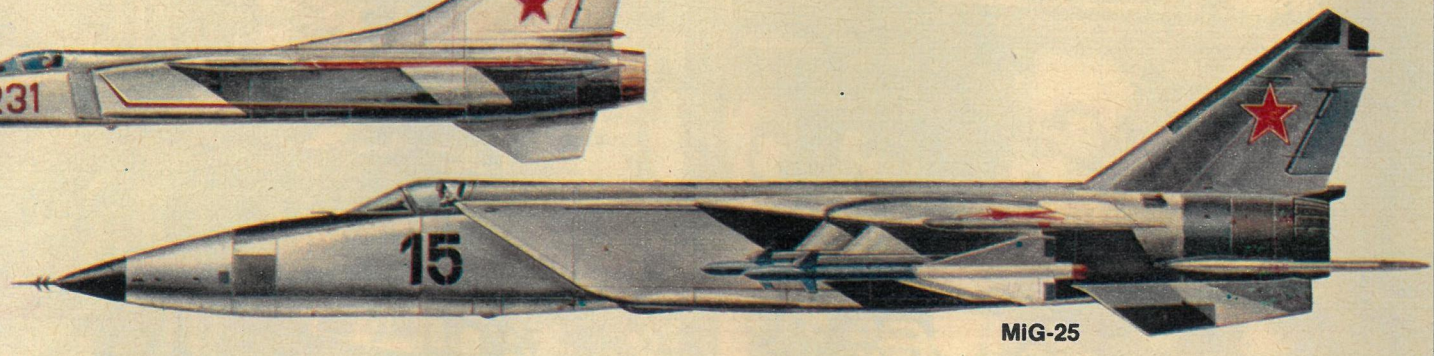


MiG-19

MiG-21



MiG-23



MiG-25

Zeichnungen: Otto Reich

werden. Er selbst will die Geheimnisse lüften, die sich um die Düse ranken. Er ist überzeugt, daß 300 km/h mehr und der Vorstoß auf die Schallmauer keine Gründe sind, die Gruppenflüge mit kunstvoll enggezirkelten Figuren unmöglich zu machen. Berechnungen und seine eigenen Erfahrungen mit der Jak-15, einem Übergangstyp vom Kolben zur Düse, ermuntern ihn, eine für damalige Verhältnisse scheinbar ausgefallene Idee zu äußern: Einzel- und Gruppenkunstflug mit Strahljägern. Die Zahl der Skeptiker ist groß, doch wer schon will den „Drachen" vom Gegenteil überzeugen?

Er wählt die Jak-17 als Paradepferd aus, weil er mit Jakowlewschen Konstruktionen am besten vertraut ist. Er stellt einen ganzen Katalog von Formeln, Zahlen, Kräfteparallelogrammen und Flugfiguren für die Jak-17 zusammen, berät sich mit Testpiloten. Mit Aerodynamikern und Konstrukteuren berechnet er die einzelnen Flugphasen und Flugfiguren. Er seziert jeden Looping in Zahlen, jedes Steig- und Sinkmanöver in Zeittabellen. Er fliegt zuerst allein die Figuren und prüft das Berechnete. Es ist ein Vorstoß in unerschlossene Gefilde der Luftfahrt. Korrigiert Geschwindigkeitsphasen und Flugwinkel. Findet sich in seiner Meinung bestätigt und ist noch nicht zufrieden. Er muß diese Flugfiguren in einer engen, auf wenige Meter zwischen Bug, Heck und Flügelspitze auseinander gestaffelten Formation zeigen. Gelingt das, hat er für die Skeptiker offenkundig den schlüssigen Beweis, daß Jagdflieger in Gruppen bei hoher Geschwindigkeit manövrieren können. Dann erst widerlegt er jene, die behaupten, daß man mit Strahljägern bei diesen Geschwindigkeiten Kurven, Schrauben und Turns lediglich einzeln und in riesigen Räumen durchführen kann.

Also, sagt er sich, kein obligatorisches Paar, auch keine Dreierkette. Gleich ein Quintett.

Für seine Fünferriege sucht er sich weitere vier erfahrene Piloten aus, die während des Krieges wie er vorwiegend mit Jakowlewschen Kolbenmotor-Flugzeugen geflogen sind und sich in Gruppenkämpfen ausgezeichnet haben. Vier Helden der Sowjetunion: Chramow, Sereda, Solowjow und Jefremow.

Am 25. Juli 1948 hat das Sawizkij-Quintett Welt-Uraufführung, zwei Wochen vor der Geburt seiner Tochter Swetlana. Der erste Gruppen-Kunstflug mit Strahlflugzeugen. Auf der Luftparade in Tuschino, dort, wo sechzehn Jahre später seine Tochter und künftige Kosmonautin das Abc des Fliegens

Flugzeuge des Luftmarschalls: Jewgeni Sawizkij (auf dem Foto als Jagdflieger im Krieg) pilotierte über fünfzig Jägertypen, zu denen die links abgebildeten Konstruktionen gehörten.

Wie Ikarus zum Drachen wurde

erlernen wird, erleben Hunderttausende dieses Schauspiel und kurz darauf Millionen in den Kinos. Militärattachés fotografieren und filmen die rot-blau gestrichenen Jaks, die dicht über den Köpfen dahinsausen und sich dann steil in den Himmel bohren. Wunderdinge verbreiten sich. Zwischen den Flügeln sei nicht einmal ein Meter Abstand gewesen. Tatsächlich ein beeindruckendes Schauspiel. In der Mitte Sawizkijs Maschine, rechts und links von ihr zwei Jak-17, so eng aneinander, als erhielte der „Drache" zusätzliche Schwingen.

Sawizkij reist von Flugplatz zu Flugplatz und wiederholt das Tuschino-Programm. Zweisitzige Schulversionen gibt es von den ersten Strahljägern noch nicht, aber die Piloten müssen schon auf Einsitzmaschinen umsteigen. Nicht nur Geschwindigkeitsbarrieren müssen überwunden werden, sondern auch psychologische Schallmauern. Sawizkij dazu: „Bisher hattest du vor dir einen Propeller, und die Maschine holte langsam Fahrt auf. Jetzt sitzt du auf einem feuerspeienden Rohr, hast Mühe, daß die Gedanken nicht von der Geschwindigkeit überholt werden."

Auch die ersten Überschallflugzeuge führt er den Jagdfliegern selbst vor. Jeden Kommandeur fragt er: „Haben Sie gesehen, wie ich es gemacht habe?" „Jetzt sind Sie an der Reihe. Jetzt fliegen Sie, und dann bringen Sie es Ihren Piloten bei."

Über fünfzig verschiedene Flugzeugmuster hat der Marschall geflogen. Achtzehntausend Stunden in der Luft. Die Erfahrungen von „Drakon" sind eine Schatzkammer. So ist der Fünfundsiebzigjährige weiter in Stäben und auf Flugplätzen zu finden. Als er 1980 seinen Posten als stellvertretender Oberkommandierender der sowjetischen Luftverteidigung verläßt, übernimmt er andere Aufgaben in der Gruppe der Generalinspekteure des Verteidigungsministers.

Der Marschall und seine Tochter:

„Nehmt keine Rücksicht, prüft sie besonders streng."

Sawizkij: „Ich glaube, daß es Swetlana besonders schwer hatte. Wer wollte schon gern die Marschallstochter in einer Fallschirmsprung- oder Fliegergruppe ausbilden? Wenn nun etwas passierte! Ihren Berufswunsch hat sie sich selbst erfüllt. Sicher hat das Klima in unserer Familie ihr dabei geholfen, sie hat einen guten Einblick in die Fliegerei bekommen. Aber, wäre sie vielleicht Kunstflug-Weltmeisterin geworden allein auf den Namen hin? Immerhin vergab eine internationale Jury in Großbritannien diesen Titel."

Der „Buschfunk" in den Fliegerkreisen der Hauptstadt hat dem Luftmarschall die Nachricht übermittelt, daß sich die fünfzehnjährige Swetlana in Tuschino vorgestellt und nach der Absage für die Pilotenlaufbahn mit der Fallschirmausbildung begonnen hat. Die Eltern sind zurückhaltend, verhalten sich der Tochter gegenüber, als wüßten sie nichts davon. An einem Winterabend 1965 hat die Tochter eine eigenartige Bitte: „Kannst du mich morgen früh um vier wecken, Papa? Ich darf nicht verschlafen, ich habe etwas vor, was für mich wichtig ist." Er nickt: „Gut, ich wecke dich." Er weiß, was sie vorhat.

Am Abend sitzt die Familie am Eßtisch zusammen. Die Eltern überlassen es der Tochter, das Geheimnis vom Morgen zu lüften. Swetlana sagt es beiläufig: „Heute habe ich meinen ersten Fallschirmsprung aus dem Flugzeug absolviert." Die Eltern antworten gleichzeitig wie aus einem Munde: „So, so. Das ist ja eine Überraschung!"

Der Luftmarschall ist zufrieden. Er hat einen genauen Bericht erhalten, wie sich seine Tochter geführt hat. Noch im selben Jahr erzielt sie ihre ersten drei Weltrekorde.

Swetlana wird in der Testfliegerschule aufgenommen. Sie ist eine von wenigen Frauen, die an die Traum-Akademie der Flieger gelangen. Der Luftmarschall ist stolz, aber das hindert ihn nicht, mit dem Minister für Luftfahrtindustrie zu telefonieren: „Macht mit ihr keine Ausnahme. Nehmt keine Rücksicht, prüft sie besonders streng. Fliegt sie schlecht, werft sie auf der Stelle 'raus."

Auf zwei Auszeichnungen, die er auf seiner Uniformjacke trägt, ist Luftmarschall Sawizkij besonders stolz. Verdienter Militärflieger der UdSSR und Träger des Leninpreises. Auf der Rückseite der ersten, fünfeckigen Medaille ist die Nummer eins eingraviert. Sawizkij erhielt diese Auszeichnung als erster 1965. Der Leninpreis wurde ihm verliehen für seinen Beitrag zur Entwicklung von Maschinen, die bis in den Geschwindigkeitsbereich von Mach drei vorstoßen, Flugzeuge, die in der Stratosphäre in Höhen weit über 20 000 Metern mit 3000 Stundenkilometern dahinjagen. Mit ihnen beendet er seine aktive Laufbahn als Pilot. Es ist eine eigene Sawizkijsche Entscheidung: Schätze deine Fähigkeiten und dein Vermögen immer richtig ein. Steure Flugzeuge, vor allem aber dich selbst. Er würde es nicht ertragen, daß ihm ein Arzt erst eröffnet: „fluguntauglich".

Ein Luftmarschall zieht Bilanz. Fliegen, das war für ihn immer ein Auftrag, bewaffneter Dienst am Frieden... Die imperialistische Einkreisung seines Landes, der faschistische Überfall, der kalte Krieg, der imperialistische Konfrontationskurs. Von Ikarus konnte er nur träumen. Fliegen in einer friedlichen Welt – in den Sphären des Ikarus – ist Lebensziel des Jewgeni Sawizkij.

Nun verwirklicht er sich seinen Traum vom Ikarus. Der Marschall ist passionierter Segelflieger geworden: „Ich fliege nun nicht mehr als Überschall-Pilot, aber meine Lizenzen für alle Typen sind noch gültig." Man glaubt ihm, daß er sofort wieder in das Cockpit einer schnellen Maschine klettern könnte, wenn man sieht, wie er körperlich noch in Schwung ist: Wasserski, Turnen, Tennis, Salto und Handstand, beidarmig auf den Händen laufend.

Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung der Zeitschrift „Ogonjok". Zusatzfotos stellten uns Luftmarschall Sawizkij und die Presseagentur Nowosti zur Verfügung.

FREIE WELT zu Gast bei Luftmarschall Sawizkij.

Komponist Jewgeni Doga

Wenn am 25. Februar 1986 der XXVII. Parteitag der KPdSU in Moskau seine Arbeit aufnimmt, dann werden unter den rund 5000 Delegierten im Kongreßpalast des Kreml auch diese vier Vertreter aus der Moldauischen Sowjetrepublik sitzen: Die Sowchosvorsitzende, der Arbeiter, der Akademiepräsident, der Komponist – vier Kommunisten, verschieden nach Lebenslauf und Beruf, nach Alter und Geschlecht. Sie vereint der hohe Lebenssinn der Kommunisten, ihre besten Kräfte und Talente für die friedvolle, dynamische Entwicklung ihres Landes einzusetzen. Unsere Moskauer Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Bild) besuchten sie kurz vor ihrer Reise nach Moskau.

Sowchosvorsitzende Lydia Gural

Akademiepräsident Alexander Shutschenko

Lydia Iwanowna Gural,

Vorsitzende des Sowchos „Malajeschtski", Kreis Orgejew. Held der Sozialistischen Arbeit, Trägerin des Lenin-Ordens und des Ordens der Oktoberrevolution. Kandidat des ZK der Kommunistischen Partei Moldawiens, Mitglied des Präsidiums des Obersten Sowjets der Moldauischen SSR.

Eine knappe Autostunde nordwestlich der moldauischen Hauptstadt Kischinjow liegt im Kreis Orgejew der Sowchos von Lydia Gural. Als sie vor einem Dutzend Jahren den landwirtschaftlichen Betrieb übernahm, galt er als schwierig, erfüllte mehr schlecht als recht den Plan, hatte eine hohe Fluktuation. Und für alle Unzulänglichkeiten gab's auch sogleich paßgerechte Begründungen: der Boden, oder das Wetter, oder das Vieh, das partout nicht mehr Milch oder Fleisch hergeben wollte. Heute zählt der Sowchos zu den Spitzenreitern im

Dreher Nikolai Kambur

Quartett aus Moldawien

Quartett aus Moldawien

Republikmaßstab. Lydia Gurals schwarzbunte Milchrinder gaben im Vorjahr 5650 Liter Milch pro Kuh im Durchschnitt her, und vom Boden ernteten die Bauern 65 Dezitonnen Weizen pro Hektar im Schnitt. Auch bei Silomais und Luzerne erreichte der Sowchos Höchsterträge. Auf einem Boden, der eher schlechter, keinesfalls aber besser ist als anderswo im Umkreis. Lydia Gural ärgert, daß manch anderer sich unter vergleichbaren Verhältnissen noch mit der Hälfte ihres Ertrages zufriedengibt. Ausreden für mittelmäßige Arbeit läßt sie nicht gelten. „Auch bei uns ist noch mehr drin!"

In diesem Jahr soll der Milchertrag pro Kuh auf 6000 Liter gesteigert werden. Bereits heute erzielten elf Melker mehr als 6000 Liter, einige kommen auf über 7000 Liter pro Kuh. „Jolka" wird uns liebevoll präsentiert: 9000 Liter kommen im Jahr aus ihrem nimmermüden Euter – und das in der ersten Laktationsperiode!

Strenge Selektion der leistungsstarken Tiere, beispielhafte Stallhygiene, Futterzusammensetzung nach wissenschaftlichen Erkenntnissen sind in der Milchproduktion, hohe Kultur der Bodenbearbeitung nach schlagbezogenen Höchstertragskonzeptionen, geeignete Fruchtfolgen sind in der Pflanzenproduktion Lydia Gurals offener Geheimtip. Wissenschaft plus Bauernpraxis gleich Intensivierung. Aber unübersehbar und überall im Sowchos zu spüren ist die große Energie, mit der diese ungewöhnliche Frau diese Losung in Tagestaten umsetzt. „Mich reizen Schwierigkeiten", sagt sie. „Ich könnte mir heute noch einmal vorstellen, von hier, wo es läuft, wegzugehen, um eine leistungsschwache Wirtschaft hochzubringen."

Freilich, auch im hiesigen Sowchos bleibt noch viel zu tun, die Rekonstruktion einer Milchviehanlage ist längst überfällig, Baulichkeiten stehen an: neben dem neu errichteten Klubhaus sind ein neues Café, ein Einkaufszentrum und ein Kino zu bauen, weitere Einfamilienhäuser werden entstehen. Der gepflegte Charakter des Dorfes läßt etwas vom Wohlbefinden seiner Einwohner deutlich werden. „Hier geht keiner mehr weg, auch kein Jugendlicher", sagt Lydia Gural.

Welches ihr wichtigster Wunsch ist nach so vielen Erfolgen, Erfahrungen und Ehrungen? „In Frieden meine Arbeit machen, mein Kollektiv leiten zu können. Kommen Sie in fünf Jahren wieder, dann werden Sie unser Dorf nicht wiedererkennen!"

Alexander Alexandrowitsch Shutschenko,

Mitglied des Obersten Sowjets der UdSSR, Mitglied des ZK der Kommunistischen Partei Moldawiens, Professor, Präsident der Akademie der Wissenschaften der Moldauischen SSR, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR.

„Der Grundlagenforschung eine verbindliche technische Ausrichtung geben und die Wissenschaft zur wirtschaftlichen Anwendung bringen." Darin sieht der Präsident das Credo seiner Arbeit. Moldawiens Akademie mit ihren 222 Fachrichtungen konzentriert sich vor allem auf die Lösung regionaler Probleme. Dabei bleibt die weitere Erhöhung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ein zentrales Thema. Gewiß, der Boden ist fruchtbar hier, sein Relief aber unregelmäßig wellig, es gibt Bodenerosion, der Salzgehalt der Erde ist teilweise zu hoch. Und die wirtschaftliche Balance großer Teile der Republik ist mit dem Wasser verbunden. 800 000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche sollen mit Donauwasser versorgt werden. In Moldawien können praktisch alle landwirtschaftlichen Kulturen angebaut werden, wenn eine planmäßige Wasserversorgung gewährleistet ist. Aber damit entstehen sofort Probleme der Ökologie, die Gefahr des Verlusts des natürlichen Gleichgewichts. „Und doch ist das die große Aufgabe, die einmal angepackt werden muß."

Doch der Akademiepräsident ist nicht nur Chef Tausender Mitarbeiter in Instituten und Labors. Er ist auch ein international bekannter Biogenetiker. Professor Shutschenko führt uns hinaus zum Stadtrand Kischinjows, in Moldawiens „Akademikerstädtchen". Es beherbergt Institute, Verwaltungsgebäude, Wohnungen, Ledigenwohnheime, alles in großzügiger Anlage. Hier liegt auch die Forschungsstätte Professor Shutschenkos. Wir betreten einen großen Raum, in dem sieben Klimakammern stehen, jede hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen und doch mit ihr verbunden durch Leitungen und Röhren. In Augenhöhe ein Sichtfenster. Im Inneren der Kammer Pflanzen, an deren Stielen und Blättern jeweils ein Dutzend Meßsonden befestigt sind. Pflanzen auf der Intensivstation, scheint mir. „Die Klimakammern", sagt Professor Shutschenko, „sind übrigens eine Gemeinschaftsentwicklung von DDR-Wissenschaftlern und unseren Technikern. In ihnen wird die lebende Pflanze sozusagen auf Herz und Nieren geprüft." Die Temperaturregime, Geschwindigkeit der Wasserströmung in der Pflanze, Transpirationsintensität, Wachstum, Boden- und Lufttemperatur, Kohlensäurekonzentration, Wassersynthese und Atmungsaktivität werden fortlaufend kontrolliert. „Wir haben so die Möglichkeit, die Adaptionsreaktion der Pflanze bei verschlechterten äußeren Bedingungen zu beobachten und können auf diese Weise die standfestesten Sorten, zum Beispiel Weizen, gezielt für ihren zukünftigen Standort auswählen. Das ist sehr wichtig, weil es heute viele gute Sorten gibt mit hoher Produktivität. Real bringen diese Sorten aber vier- bis fünfmal weniger Ertrag, wenn sie für den realen Standort nicht standfest genug sind. Ihre ‚wilden Ahnen' hatten diese Resistenz, aber sie ist bei vielen Hochzüchtungen verlorengegangen." Mais- und Tomatenpflanzen stehen diesmal in den Kammern und werden „Streß-Situationen" ausgesetzt: Dürre, Kälte oder Hitze werden simuliert. Ein „Dialog" mit der Pflanze. Ziel der Forschungsarbeiten von Professor Shutschenko ist, die Erträge der Kulturen durch gezielte Selektion der Sorten entsprechend definierter Standortcharakteristik zu steigern. Die für jeden Boden- und Klimatyp am besten geeignete Sorte soll zum Einsatz kommen, und ihr Bedarf an Wasser, Dünger und an Fungiziden soll computergenau festgelegt werden.

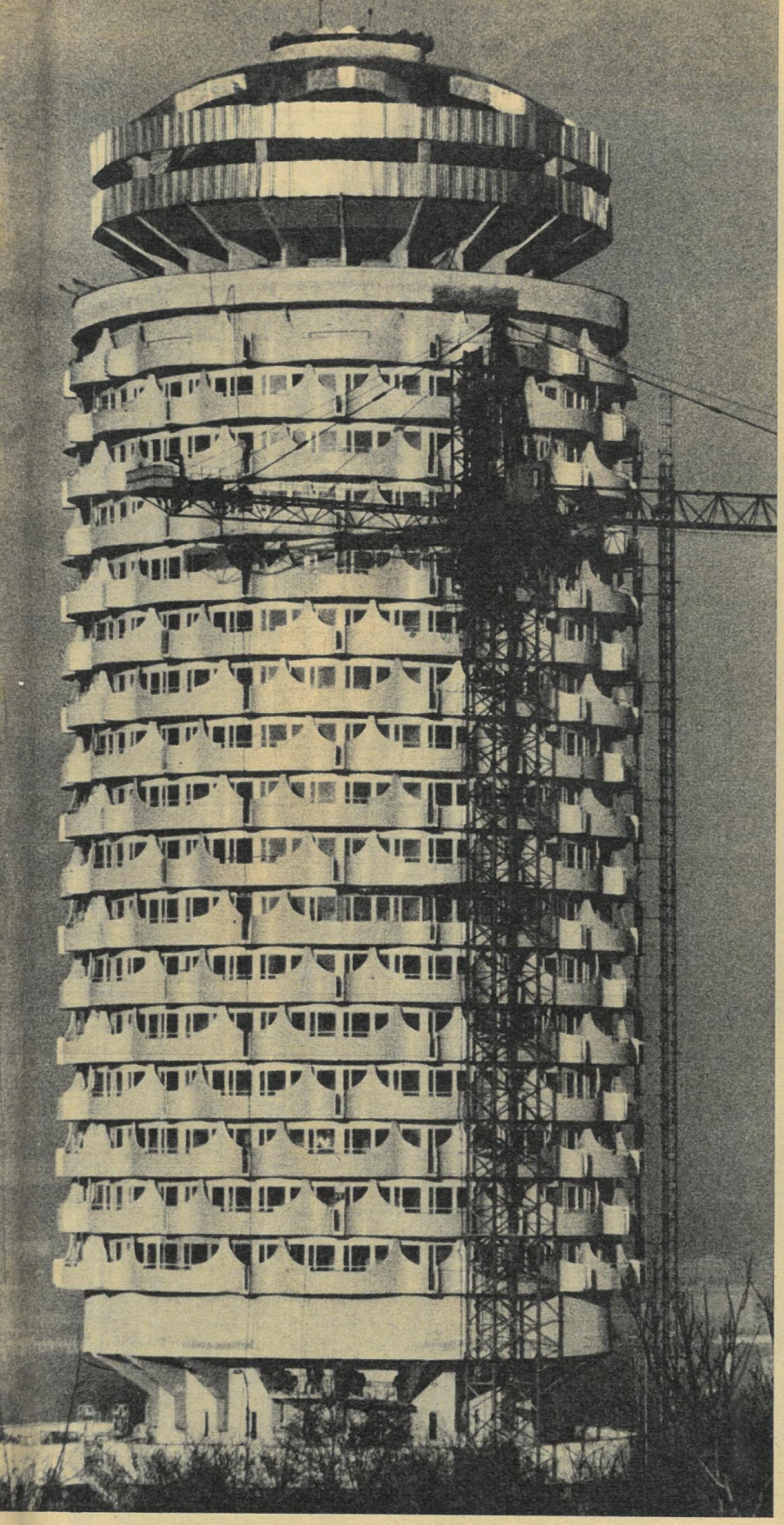
Der Forscher Shutschenko demonstriert mit seiner Arbeit, was der Akademiepräsident von seinen Mitarbeitern fordert: gezielte Hinwendung der Wissenschaft auf die Probleme des wirtschaftlichen Wachstums bei Wahrung des höchsten Niveaus der akademischen Arbeit.

Der XXVII. Parteitag ist der dritte Parteitag, zu dem der Kommunist Shutschenko delegiert ist. „Unser Parteitag wird ein sachliches und aufrichtiges Gespräch der Kommunisten unseres Landes sein. Er wird auch den Wissenschaftlern bei der schnelleren Überführung neuer Erkenntnisse in die Praxis kräftige Impulse geben."

Nikolai Petrowitsch Kambur,

Dreher, Mitglied einer Komplexbrigade in der Mechanischen Abteilung des Kischinjower Traktorenwerkes

Nikolai Kambur legt Wert auf die Feststellung, daß acht Einzelteile am Getriebe des „Raupenhackfruchtschleppers T-70" durch seine Hände gehen. „Da weißt du, was du gemacht hast", sagt er und weiht uns in die Geheimnisse des Traktors ein. Aber dann verlassen wir sehr schnell die Werkhalle, wo man sich nur schreiend verständigen kann, treten hinaus in die Verladesektion des Werkes, wo Hunderte leichte Traktoren bereitgestellt sind zum Versand an die inländischen Besteller. Der Kischinjower Raupenhackfruchtschlepper ist konstruiert für die komplexe Mechanisierung der Pflege und Ernte von Zuckerrüben und anderen Hackfruchtkulturen, er läßt sich auch in Weinbergen dank seiner Wendigkeit und seiner geringen Eigenmasse einsetzen. Mit Stolz führt uns Nikolai durch die kilometerlangen Reihen, und man spürt, daß er mehr sieht als nur seine Getriebeteile am T-70. Einer, der sich auskennt im Getriebe seines Werkes. Seit 18 Jahren arbeitet er hier, genau so lange wie das Werk alt ist. Aus einer kleinen Fabrik für Landmaschinen und Autoersatzteile, die seit 1945 dem gröbsten Mangel an landwirtschaftlichen Geräten abhalf, entwickelte sich seit 1968 das Werk, das heute 14 000 Traktoren im Jahre fertigt. „Damals", sagt Nikolai Kambur, „gingen die Kommunisten voran, legten sich kräftig ins Zeug, schauten nicht auf die Uhr, reparierten vor allem Landmaschinen für die Kolchosbauern. Und schmiedeten kühne Pläne. Das imponierte mir. Doch ich vermochte mir nicht richtig vorzustellen, wie das Werk einmal arbeiten würde." Aber die Partei hatte es nun einmal beschlossen. Und kurze Zeit darauf tuckerten die ersten leichten Traktoren durchs Werkgelände. „Von Anfang an legten wir Wert auf Qualität. Die Kommunisten wieder vorneweg, haben wir dem Pfusch den Kampf angesagt. Es gab manche harte Auseinandersetzung. Glaub' nur nicht, daß große Begeisterung herrschte, wenn dir einer für mangelhafte Arbeit Lohn abzog." Seit zehn Jahren hat Nikolai Kambur das Mitgliedsbuch der Leninschen Partei in der Tasche. „Kannst du dir einfach nicht leisten, als Kommunist schlecht zu arbeiten. Da wird dir genau auf die Finger geschaut. ‚Sollen die doch erst mal zeigen, wie es schneller und besser geht', hieß es in der Halle." Nun, Kolja hat's gezeigt, hat Neuerungsvorschläge gemacht, hat sich neue Technologien angeeignet, hat persönlich einen abrechenbar hohen



Anteil an der vorbildlichen Planerfüllung seiner Brigade. Er hat sich zum Dreher der fünften Stufe (sechs Qualifikationsstufen gibt es insgesamt) qualifiziert und darüber hinaus sich die Fertigkeiten angeeignet, die man braucht, wenn an einer Fräse, einer Bohr- oder Schleifmaschine einer ausfällt und er einspringen muß. Und er hat sich daran gewöhnt, sein Foto am Werkeingang prangen zu sehen. „Ich reiß' mich nicht drum", kommentiert er dies, „schließlich bin ich kein Filmstar. Aber wenn du schon mal dort hängst, mußt du auch jedem ehrlich ins Auge blicken können." Warum er als Delegierter zum Parteitag nach Moskau fährt? „Nach der Planerfüllung und den Qualitätskriterien war ich der Beste", sagt er unumwunden. „Zuerst fand ich keine Worte, die Freude auszudrücken. Es wird ein guter Parteitag werden. Viele bedeutsame Fragen stehen zur Entscheidung."

Die Hauptstadt der Moldauischen SSR Kischinjow ist eine moderne Großstadt mit 103 000 Einwohnern. Die Begründer des Marxismus scheinen sich hier wohl zu fühlen (unten). Das moderne Krankenhaus geht seiner Vollendung entgegen (oben).

Jewgeni Dmitrijewitsch Doga,

Komponist, Staatspreisträger der UdSSR, Volkskünstler der Moldauischen SSR

Soviel steht fest: In der Sowjetunion kennt jeder seine Musik, denn von seinen Notenblättern spielen Sinfonieorchester und singen Chöre von Brest bis Wladiwostok. Er ist in allen musikalischen Genres zu Hause. In den zwei Jahrzehnten, die seit seinem Abschluß des Kischinjower Konservatoriums (in den Klassen Violoncello und Komposition) vergangen sind, hat er eine Sinfonie, drei Streichquartette, Ballettmusiken, eine ganze Reihe Chor- und vokalsinfonischer Werke komponiert, zwei musikalische Komödien, Musiken für Schauspiele und Fernsehspiele, sechs Sammlungen von Kinder- und Jugendliedern, Musiken zu mehr als 80 Filmen – Spiel-, Dokumentar- und Zeichentrickfilmen – geschrieben. Jewgeni Doga vermag nicht einzusehen, warum ein Komponist, der soeben ein Streichquartett beendet hat, nicht als nächstes eine Rockmusik schreiben sollte. Der Erfolg gibt ihm recht. Seine Popularität ist in seiner Verbundenheit mit der Musiktradition seiner moldauischen Heimat zu suchen. „Nur wer irgendwo zu Hause ist, kann wirklich fruchtbar aufbrechen und sich neue Gebiete erobern. Meine musikalische Heimat ist hier." Er sorgt mit einer sorgfältig ausgesuchten Truppe, mit der er die Konzertsäle der Sowjetunion bereist, für originäre Interpretation seiner Kompositionen. „Da kann ich am besten die Reaktionen des Publikums studieren, für das ich schreibe. Denn ich will wirken, also verstanden werden." Seine Konzertprogramme sind ebenso raffinierte Mischungen aus vorgeblich leichter Kost mit anspruchsvollen Werken, Vertonungen von Klassikern der moldauischen Dichtkunst. Seinen bisher schönsten Erfolg hat Doga wohl in einem Saale erzielt, der 7000 Hörer faßt und den er nun wieder betritt, den Kongreßsaal des Kremlpalastes. Doga steht diesmal nicht als Dirigent am Pult, sondern sitzt im Saal. Berät als Delegierter des Parteitages der KPdSU. „Ich habe heute schon Lampenfieber, wenn ich daran denke. Denn der Saal, fühle ich, wird eine Bühne sein, auf die unser Land und viele Kommunisten überall in der Welt sehen. Wir werden ein weiteres Beispiel der Friedensliebe, des Aufbauwillens unseres Volkes geben."

Der Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung von APN

Im nächsten Heft:

Ein Schneeball hinter der Sonne

Die Interplanetar-Sonden VEGA-1 und VEGA-2 begegnen dem Halleyschen Kometen. Spezialisten aus mehreren Ländern (Bild) beteiligten sich an diesem kosmischen Großexperiment.

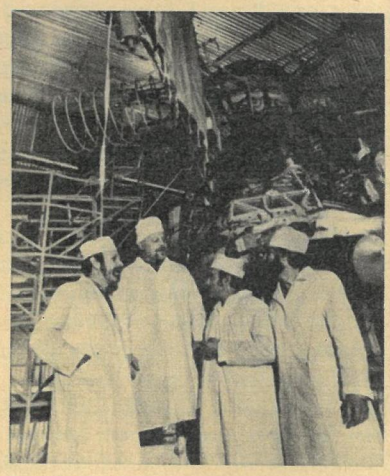


Foto: APN

Stationen des Manfred Grätz

Ein General über seinen Weg – eine persönliche Bilanz zum 30. Jahrestag der Nationalen Volksarmee.

Foto: K. Hurrelmann

Was ist, wenn ich das Flugzeug verpasse?

Experten antworten in der FW-Fragestunde auf Leserfragen zum Thema Recht und Tourismus.

Mastroiannis „russische Ferien"

Der weltbekannte italienische Filmstar Marcello Mastroianni (auf unserem Foto rechts mit dem sowjetischen Regisseur Nikita Michalkow) führte in Moskau Vorgespräche über die Mitwirkung an einem neuen Film. FREIE WELT begleitete Mastroianni exklusiv bei seinem Ausflug nach Leningrad.

Foto: N. Gnisjuk

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

GREIFVÖGEL der Sowjetunion — 3

Schneegeier

Bis zum Südosten der UdSSR erstrecken sich die Ausläufer vom „Dach der Welt". Diese Region mit wildzerklüfteten Felsmassiven und kargem Pflanzenwuchs ist die Heimat des Yaks und vieler Wildschafe. Dort residiert der König des Himalaja, der Schneegeier, mit 12 bis 14 Kilogramm Körpergewicht größter Vertreter der Altweltgeier. Vom Äußeren her – von kurzen Borstenfedern bedeckter, schlangenartig beweglicher Hals mit rahmweißer Befiederung – entspricht er den typischen Merkmalen seiner Sippe. Die schweren Vögel haben breite, brettartige Flügel, die sie zu perfekten Segelfliegern machen. Nachdem die Sonne den Talkessel erwärmt hat, lassen sie sich von den Aufwinden emportragen und segeln stundenlang fast ohne Kraftanstrengung weite Gebiete ihres Reviers nach Nahrung ab. Mit seinen scharfen Augen entdeckt der Schneegeier einen Tierkadaver selbst aus großer Höhe. Der charakteristische Sinkflug eines „fündig Gewordenen" informiert alle in der Nähe kreisenden Artgenossen. Nach kurzer Zeit ist man in Vielzahl versammelt und verwertet die Reste des Todesfalls – zugleich eine wichtige Hygienefunktion in der Natur. Ihr langer Hals ermöglicht es den Vögeln, einen Körper von innen her auszufressen, da sie trotz des scharfen Schnabels die Haut großer Tiere kaum durchtrennen können. Die Füße, die von den reinen Aasfressern nicht mehr zum Halten und Töten der Beute gebraucht werden, haben sich in den Zeiträumen der Evolution zu Lauffüßen rückgebildet. Schneegeier haben kaum Feinde; sie legen

stets nur ein Ei und ziehen pro Jahr nur immer einen Jungvogel auf. Die jungen Geier schlüpfen in ihrer Heimat zu Beginn des Frühjahrs, wenn der Schnee schmilzt und die über Winter verendeten Tiere sichtbar werden. Dann ist der Tisch reich gedeckt, beide Generationen leiden keine Not. Der Schneegeier gehört zu den bedrohten Tierarten, die im Rotbuch der UdSSR verzeichnet sind.

Text: Dr. D. Minnemann, Fotos im Berliner Tierpark: M. Barz, Vignetten: Regine Kempf

IN STICHWORTEN:
VOGELTYP: Altweltgeier, Typ Gänsegeier; VERBREITUNG: Hochgebirge, Himalaja, Kopetdak (Turkmenien); MERKMALE: langer Hals; riesige, brettartige Flügel, Spannweite über 3 Meter; NAHRUNG: ausschließlich verendete Tierkörper; BRUTBIOLOGIE: Felsnischenbrüter, ein Ei (etwa 230 Gramm)

UNSERE FRAGE:
Schätzen Sie die Maximalflughöhe eines Geiers! 11 000 m, 7750 m oder 4300 m? – Antwort auf Postkarte mit Marke „GREIFVÖGEL – 3" bis 4. März an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. So war es richtig in Heft 2: Uhu, Waldkauz, Schleiereule (Beispiele).

Namen der Gewinner Seite 45